



JÜRGEN HÖLLER

**Und immer
wieder aufstehen!**

Wie ich die größte Krise
meines Lebens bewältigte

JÜRGEN HÖLLER

Und immer wieder aufstehen!

Wie ich die größte Krise meines
Lebens bewältigte



JÜRGEN HÖLLER
ACADEMY

www.juergenhoeller.com

Jürgen Höller Academy KG

Carl-Benz-Straße 13

97424 Schweinfurt

Telefon +49-(0)9721-475880

Telefax +49-(0)9721-4758850

E-Mail info@juergenhoeller.com

Internet www.juergenhoeller.com
www.und-immer-wieder-aufstehen.de

Besuchen Sie uns auf  oder 

© by Jürgen Höller

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung und Satz: Hans Winkens, Wegberg

Druck und Verarbeitung:

Druckhaus Weppert Schweinfurt GmbH, Schweinfurt

Printed in Germany

ISBN 978-3-9811566-6-9

*Gewidmet dem Besten,
was mir in meinen Leben passiert ist:
meiner Seelenhälfte Kerstin*

Inhalt

Der Adventskranz _____	9
Vorwort _____	11
KAPITEL 1	
Verhaftet! _____	15
KAPITEL 2	
Im Basislager _____	39
KAPITEL 3	
Der Entschluss _____	51
KAPITEL 4	
Aufbruch zum höchsten Gipfel _____	70
KAPITEL 5	
Der Anfang vom Ende _____	90
KAPITEL 6	
Der Absturz _____	105
KAPITEL 7	
»Knast-Alltag« _____	134
KAPITEL 8	
Der Neuanfang – mein Comeback _____	159
KAPITEL 9	
Mein Weg aus der Krise	
Zehn Strategien zur Bewältigung von Lebenskrisen _____	167

Glaube und Vertrauen _____	195
Einige Worte zum Schluss _____	211
Denn jeder Augenblick zählt _____	214
Dank _____	215

Der Adventskranz

Es ist Sonntagnachmittag, der 23. Dezember 2001. Die Menschen sitzen in ihren warmen Stuben, gemütlich bei einem heißen Tee oder Kaffee. Draußen schneit es und überall wird man in diesem Jahr weiße Weihnachten feiern können.

Im Wohnzimmer einer Familie brennen die vier Kerzen des Adventskranzes. In diesem Hause war es in diesem Jahr sehr still. So still, dass man hören konnte, wie sich die vier Kerzen miteinander unterhielten. Es herrschte eine melancholische, ja traurige Stimmung vor. Die eine Kerze seufzte und sagte: »Mein Name ist Glaube. Ich leuchte für den Glauben an Gott. Aber die meisten Menschen glauben nicht mehr an ihn. Sie denken nur noch daran, was sie alles besitzen können, und machen Gott für alles Negative, das in der Welt passiert, verantwortlich. Sie wollen mich nicht mehr.« Und mit einem letzten Auf-flackern erlosch ihre Flamme.

Die zweite Kerze flackerte ebenfalls und sprach zu den anderen: »Mein Name ist Friede. Ich brenne für den Frieden auf dieser Welt. Aber ich habe keine Kraft mehr, denn überall auf der Welt gibt es immer wieder sinnlosen Krieg und Terror, ja, sogar im Namen Gottes. So kann ich nicht mehr weiterleben.« Kaum hatte sie dies gesprochen, erlosch auch ihre Flamme.

Die dritte Kerze sagte nun leise und traurig: »Und mein Name ist Liebe. Auch ich habe keine Kraft mehr. Eigentlich sollen die Menschen auf dieser Welt als Hauptaufgabe ihres Lebens lernen, sich gegenseitig Liebe zu schenken und diese Liebe vom anderen auch wirklich anzunehmen. Aber die Menschen lieben sich nicht mehr. Und weil sie zu wenig Liebe bekommen, versuchen sie sich diese zu erkaufen; sie versuchen

geliebt zu werden, indem sie besondere Leistungen erbringen; sie kaufen sich oft teure Dinge, um die Anerkennung ihrer Mitmenschen zu erringen – und verwechseln das mit der wahren Liebe.« Das Licht der Kerze der Liebe wurde schwächer und schwächer und schließlich erstarb es.

Das fünfjährige Kind der Familie kam in diesem Moment ins Zimmer und sah, dass nur noch eine Kerze brannte. Daraufhin fing das Kind an zu weinen: »Ihr sollt doch alle brennen. Ihr sollt uns doch Licht geben. Warum seid ihr aus?« Daraufhin sagte die vierte und somit letzte Kerze zu dem Kind: »Hab keine Angst, mein Junge, ich brenne noch, und ich gebe nicht auf. Und solange ich noch so leidenschaftlich brenne, können wir alle anderen Kerzen neu entzünden.« Da strahlte der Junge über das ganze Gesicht und entzündete die anderen drei Kerzen von Neuem. So brannten alle vier Kerzen des Adventskranzes wieder in voller Kraft und Stärke.

»Wie heißt du eigentlich, liebe Kerze?«, fragte der Junge.

»Mein Name ist Hoffnung!«

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Buch schrieb ich in der 1. Auflage von November 2002 bis März 2003 – mitten in der größten Krise meines Lebens.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt die höchsten Gipfel des Erfolges bestiegen (die Zeitschrift Bunte zählte mich zu den 500 wichtigsten Deutschen und die Zeitschrift GQ kürte mich zu einem der 25 besten Redner unserer Zeit). Doch in dieser Zeit verlor ich jedoch auch die Bodenhaftung, hob ab, vergaß meine seelische Lebensaufgabe – und verlor schließlich (fast) alles was ein Mensch verlieren kann.

»Herr im Himmel, warum ausgerechnet ich?« Vielleicht haben Sie sich das auch schon einmal in Ihrem Leben gefragt, anlässlich eines Schicksalsschlags, einer Lebenskrise, oder eines unlösbar scheinenden Problems. Ja vielleicht fragen Sie sich das sogar gerade in diesem Moment. Jeder Mensch, den eine schwere Lebenskrise trifft, egal welchen Bereich seines Lebens (beruflich, finanziell, gesundheitlich, partnerschaftlich oder was auch immer), ist zuerst geschockt, in den meisten Fällen wie gelähmt – und nur allzu oft bleiben diese Menschen leider am Boden liegen, geben auf.

Mit dieser meiner Geschichte, beschreibe ich eine Phase meines größten Erfolges, in der ich alles hatte, von dem der »normale« Mensch so träumt – und es beschreibt meinen Fall, vom Gipfel – bis in das tiefste Tal.

Aber dieses Buch ist trotz allem nicht etwa melancholisch oder depressiv – im Gegenteil: Es zeigt Wege auf, wie man eine Krise meistert, wie man wieder aufsteht und weitergehen kann.

Dieses Buch beschreibt offen, ehrlich und authentisch ein unglaubliches Stück Leben – und was jeder Leser daraus für sich, für sein Leben lernen kann. Das Lesen wird manchmal wehtun, manchmal schockieren – und doch wird es Ihnen helfen, Ihr Leben besser zu meistern.

Und genau so, wie ich am 1. Mai 2004 wieder aufstand, weiterging und schließlich nicht nur meine Krise meisterte, sondern heute ein weitaus erfolgreicherer, besseres und glücklicheres Leben führe als früher – genauso kann dies jeder andere Mensch schaffen.

Ich habe mir lange überlegt, ob ich dieses Buch wirklich noch einmal neu auflegen, es wieder veröffentlichen soll. Meine Geschichte liegt mittlerweile schon so viele Jahre zurück und gerne würde ich einfach einen Haken daran setzen, nicht mehr darüber reden, nicht mehr daran denken und nicht mehr darauf angesprochen werden.

Aber diese Geschichte gehört nun einmal zu mir, ich habe Fehler gemacht, für die ich hart büßte, die ich bitter bereute und ich übernehme dafür die volle Verantwortung.

Aber ich habe es tatsächlich geschafft, alle Schwierigkeiten zu meistern und ein fulminantes Comeback aus dem Nichts heraus zu vollziehen.

Und deshalb entschloss ich mich, nach Rücksprache mit meiner wunderbaren Frau Kerstin, ohne die ich diese Krise nie gemeistert hätte, es gerade jetzt, wo wir wieder so erfolgreich und glücklich sind, neu bearbeitet, zu veröffentlichen.

Und zwar nicht als zu kaufendes Buch, sondern als ein Geschenk für jeden Menschen, den die Geschichte interessiert und der daraus für sich, sein Leben, seine Zukunft lernen möchte.

Unterstützen Sie mich deshalb bei meinem Bemühen, anderen Menschen zu helfen, und empfehlen Sie dieses Gratis-Buch, das sich jeder Mensch kostenfrei downloaden kann, an möglichst viele Ihrer Freunde, Arbeitskollegen, Familienangehörige, am besten an Ihren gesamten Freundeskreis in den sozialen Netzwerken weiter.

Es ist herunterzuladen unter:

<http://www.und-immer-wieder-aufstehen.de>

Noch etwas: Wie in all meinen Büchern zuvor auch, verwende ich ab sofort die »Du-Ansprache«. Zum einen, weil es ein sehr persönliches Buch von mir ist, zum anderen, weil Du so die Botschaft in diesem Buch unbewusst besser aufnehmen und verwerten kannst. Und zum dritten möchte ich Dich gerne mit »Du« ansprechen, weil ich der festen Meinung bin, dass diejenigen Menschen, die dieses Buch lesen, in ihrem Herzen Seelenverwandte von mir sind.



Kennst Du schon meine Homepage?

Dort gibt es tolle Dinge rund um meine Seminare, Bücher, Audio- und Video-Produkte zu entdecken. Zusätzlich findest Du dort auch viel Know-how und viele Tipps für ein erfolgreiches und glückliches Leben. Diese ganzen Tipps stelle ich Dir kostenfrei zur Verfügung. Schau doch einfach mal vorbei:

www.juergenhoeller.com



Verhaftet!

**Je größer der Schmerz,
desto größer die Chance zu wachsen!**

JÜRGEN HÖLLER

Donnerstag, 31. Oktober 2002 Am kommenden Sonntag wollte ich für elf Tage nach Österreich fahren, um dort mehrere Seminare zu halten. Alexander, mein älterer Sohn, hatte in dieser Woche Schulferien. Um diese Zeit mit ihm zu nutzen, hatte ich mich entschlossen bis zum Sonntag zu Hause zu bleiben. So konnte ich auch für die harten Seminartage, die vor mir lagen, Energie tanken.

Nach einem gemütlichen Frühstück mit der ganzen Familie brach Kerstin auf, um Besorgungen zu machen. Ich rief Alexander und fragte, ob er Lust hätte mit mir zu spielen.

»Au ja, Mikado«, strahlte er übers ganze Gesicht und rannte los, um das Spiel zu holen. Und dann spielten wir mehrere Spiele. Er war an diesem Tag sehr gut und gewann zum ersten Mal gegen mich. Voller Stolz glühte sein Gesicht.

Plötzlich klingelte es an der Haustür. Es war Punkt 12 Uhr. Janka, unser Au-pair-Mädchen, öffnete und kam ins Wohnzimmer.

»Da sind wieder diese zwei Herren, die schon einmal da waren!«

Ich war überrascht und ging zur Eingangstür. Dort standen zwei Polizeibeamte von der Kripo »Wirtschaft« in Schweinfurt.

»Herr Höller, können wir Sie bitte mal sprechen?«

»Natürlich«, antwortete ich und dachte mir: Was wollen die schon wieder von mir?

Ich ging mit ihnen in mein Büro ins Obergeschoss und wir setzten uns.

Der Kriminalkommissar schaute mich mit einem mitfühlenden Gesicht an – war das echt oder nur Fassade?

»Herr Höller, es ist so weit, wir haben einen Haftbefehl, wir müssen Sie mitnehmen!«

Ich blickte ihn fassungslos an und fühlte mich so, als sei ich eben mit Tempo 250 frontal gegen eine Betonmauer gefahren.

Verhaftet, ich? Ja, aber warum denn? Ich bin doch kein Verbrecher, schoss es mir durch den Kopf. Was mir vorgeworfen wurde, war kein Geheimnis und schon lange bekannt. Dazu werde ich später noch Stellung nehmen.

Um mich drehte sich alles und mir gingen – ähnlich wie bei einem Unfall – unzählige Bilder durch den Kopf. Ich sah meine Frau, wie sie weint, die traurigen Augen meiner Kinder, die entsetzten Blicke meiner Familie, meiner Mitarbeiter, Freunde und Kunden. Diese Vorstellungen wechselten sich ab mit Fragmenten meiner Kritiker, Gegner, Konkurrenten und Feinde.

Nach fünf Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, hörte ich wieder die Stimme des Polizeibeamten:

»Herr Höller, packen Sie jetzt bitte einige Dinge zusammen, wir müssen Sie mitnehmen.«

Wie in Trance packte ich einen Kulturbeutel und etwas Wäsche in eine Sporttasche und zog mir einen Anzug an. Dabei gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Gleich würde Kerstin heimkommen. »Bitte beeile dich, ich will dich doch noch einmal sehen! Du sollst es von mir erfahren.«

Meine Kinder spielten noch und warteten ungeduldig darauf, dass ihr Papa zurückkommen würde. Oh Gott, das ist nur ein Alptraum. Ja, das war's. Gleich würde ich aufwachen und mich an den warmen, liebevollen Körper von Kerstin kuscheln.

Ich ging mit den Polizisten zu deren Auto, als Kerstin, die eingekauft hatte, vor unserem Haus vorfuhr.

Sie sah sich um, riss die Autotür auf und fragte, was denn los sei. Ich sagte zu ihr: »Schatz, du musst jetzt stark sein. Ich bin verhaftet!«

Sie blickte mich fassungslos an und ich konnte erkennen, wie sich die Pupillen in ihren wunderschönen und zärtlichen Augen schockiert weiteten.

»Nein, das können sie doch nicht tun«, schluchzte sie und warf sich in meine Arme. »Er ist doch kein Verbrecher, warum wird er denn verhaftet?«

»Es besteht Fluchtgefahr.«

»Fluchtgefahr? Ja, warum das denn?«

Auch Kerstin begriff es nicht, da ich jeden beruflichen Auslandsaufenthalt zwei Wochen vorher angemeldet hatte. Auf private Auslandsreisen hatten wir verzichtet. Und nun Inhaftierung wegen Fluchtgefahr?

Man ließ uns noch zwei Minuten. Ich drückte erst Gino, unseren Hund, der instinktiv spürte, dass hier etwas nicht stimmte. Dann den zweijährigen Maximilian, der müde war und noch gar nicht verstand, was hier Schreckliches vor sich ging. Ich nahm meinen geliebten großen Sohn, Alexander, in den Arm. Ich wollte stark sein, ihn nicht belasten. Doch als ich ihm in die Augen schaute, konnte ich nur noch schluchzen:

»Papa muss beruflich dringend weg, es wird vielleicht etwas länger dauern. Du bist ein starker, kluger und hübscher Junge. Ich liebe dich sehr!«

Dann umarmten sich Kerstin und ich, ehe der eine Polizist uns trennte. Ich stieg ins Auto, legte meine Hand von innen an die Scheibe, Kerstin ihre von außen. Wir sahen uns tränenüberströmt an, dann fuhr das Auto los. Ich sah durch die Heckscheibe nur noch wie Kerstin vor unserem Haus zusammenbrach.

Die Fahrt ins Polizeipräsidium erlebte ich wie in Trance. Ich kam zunächst in eine Zelle, oder, im Gefängnisjargon, »in den Keller«. Die Verhandlung würde erst am nächsten Tag um 10 Uhr in Würzburg stattfinden. Nach einem kurzen Telefonat mit meinem Anwalt Sven Oberhof, dem ehemaligen »Club-

Präsident« des 1. FC Nürnberg, hatte ich wenig Hoffnung auf eine schnelle Entlassung. Am nächsten Tag war Feiertag, sodass nur ein »Jourrichter« da sein würde, der mich auf keinen Fall auf seine Verantwortung freilassen könnte. Mit einigen Tagen musste ich also mindestens rechnen.

Als wir »im Keller« ankamen, musste ich alles abgeben, was ich bei mir hatte, auch Gürtel, Schuhe, Zahnbürste ... Ich durfte nur die Kleider am Leib behalten und meine kleine Bibel, die ich noch instinktiv von zu Hause mitgenommen hatte.

»Wenn Sie heute Abend etwas essen wollen, sagen Sie den Beamten Bescheid, sie holen Ihnen etwas. Bezahlen müssen Sie es selbst. Wir sehen uns morgen gegen halb acht.«

Mit diesen Worten verließ mich der Polizeibeamte – natürlich, der Feierabend rief, schließlich ist er ja Beamter und muss seine 37,5-Stunden-Woche genau einhalten.

Meine Zelle war zirka 1,5 Meter breit und zirka 2,5 Meter lang. An der einen Seite stand ein »Bett«, das »Gestell« gemauert, eine zwei Zentimeter dicke Hartgummimatte als Matratze und eine Decke. Kein Kissen. Auf der anderen Seite war ein Edelstahl-Klosett ohne Deckel an der Wand befestigt. An der Wand rauschten zwei winzige Ventilatoren, um die verbrauchte Luft abzusaugen. Ich wusste gar nicht, dass solche Mini-Dinger so viel Krach bei so wenig Effektivität erzeugen können. Fenster gab es keins.

Außerhalb dieser Zelle, durch Gitter getrennt, befanden sich ein Waschbecken, eine Heizung und ein Flutstrahler, der meine Zelle beleuchtete. Leider konnte ich weder an das Waschbecken noch an die Heizung, in der Zelle hatte es zirka 28 Grad.

Ich bekam einen Becher Leitungswasser, das abgestanden, warm und modrig schmeckte, und war alleine. Allein mit mir, meinen Ängsten, Sorgen, Problemen, Fragen, meiner Panik, meiner Trauer, Wut, Verzweiflung. Allein in einem großen Wirrwarr an Gefühlen. Alles drehte sich in meinem Kopf.

Fast 17 Stunden verbrachte ich nun in diesem Raum. Alleine und ohne alles. Es wurde eine Nacht des Grauens, mein schlimmster Alptraum.

Die einzige Abwechslung war eine Pizza, die ich am Stück, ohne Teller oder Besteck, verspeisen durfte. Die Tomatensauce, mit Olivenöl und Käse vermischt, tropfte über mein Gesicht, meine Hände, meine Kleidung – es war mir egal. Ich verschlang diese Mahlzeit und wunderte mich selbst, dass ich überhaupt etwas essen konnte. Diese 17 Stunden haben sich tief und fest – unauslöschbar – in mein Unterbewusstsein eingegraben.

Wie erlebte ich die 17 Stunden, diese 17 Stunden der Hölle? Ich las in der Bibel. Wenn ich nicht mehr konnte, stand ich auf und ging auf und ab. Fünf Schritte hin und wieder fünf Schritte zurück, wie ein gefangenes Raubtier im Käfig. Raubtiere werden dabei verrückt, neurotisch – ich weiß jetzt, warum.

Ich zog mich aus, denn die 28 Grad waren unerträglich. In der Zelle gab es noch einen Notknopf. Ein paar Mal bestellte ich Wasser. Meine höfliche Bitte, ob die Heizung vielleicht etwas heruntergedreht werden könne, erzeugte nur ein höhnisches Lachen – und so schmorte ich weiter in diesem »Zimmer des Fegefeuers«, wie ich es schließlich taufte.

Doch in meinem Bauch drückte, rumorte und drehte sich alles. Die Toilette wurde mein bester Freund.

Immer wieder las ich die Bibel, meinen Halt, meinen Trost.

In der Nacht musste der Flutstrahler angelassen werden – ich hätte mir ja etwas antun können, lautete die Begründung dafür. Ich las in der Bibel, machte die Augen zu, hatte kurz Alpträume, wachte schweißgebadet auf, las wieder in der Bibel, betete. Die Gedanken drehten sich im Kreis. Wie sollte es jetzt weitergehen? Was würde passieren? Wovon sollte meine Familie leben? Wie sollte die Firma, ohne mich, weiterlaufen? Welcher Sturm würde in der Presse über mich ergehen? Wann würde ich meine Kinder wieder sehen? Ich fühlte mich am Ende. Ich war wütend auf Gott und machte ihm Vorwürfe.

Um keine Missverständnisse entstehen zu lassen: Ich glaube, dass Gott für jeden von uns eine bestimmte Aufgabe vorgesehen hat. Und ich glaube, dass alles, was passiert – auch wenn es uns schmerzt und wir das oft nicht verstehen können –,

einen Sinn hat, einen höheren Sinn, den nur Gott kennt. Er wird sich deshalb etwas dabei gedacht haben, dass er mich vom Gipfel, ganz oben vom Gipfel stieß und ich in diesem Loch landete.

Ich ließ meinen Gefühlen freien Lauf und weinte hemmungslos – es war ja auch niemand da, den es hätte stören können.

Im Lauf der Nacht wurden weitere »Kandidaten« aufgelesen und in den leeren Zellen nebenan eingesperrt. Meist waren sie stark alkoholisiert, brüllten und randalierten. Ich hörte ausländische Stimmen, brüllende Polizisten und einer der Inhaftierten schlug immer wieder gegen die Zellengitter. Ein einziger Alptraum – wie würde er wohl weitergehen?

Freitag, 1. November 2002 (Allerheiligen). Kurz vor halb acht kam der Polizeibeamte. Mitfühlend erkundigte er sich nach meinem Befinden – warum hielt ich es nur für gespielt?

Ich hatte zehn Minuten Zeit, mich am Waschbecken frisch zu machen. Da es keinen Spiegel gab, beschränkte sich meine Hygiene darauf, mich »blind« zu rasieren, die Zähne zu putzen und Gesicht und Oberkörper mit etwas Wasser zu bespritzen.

Ich fühlte mich so, als ob ich jeden Moment in Ohnmacht fallen würde. Alles drehte sich, als ob ich mal wieder mit Alexander, meinem »Oggi«, wie mein Kosename für ihn lautet, im sich immer schneller drehenden Karussell des Freizeitparks säße, den wir jedes Jahr einmal besuchten.

Die Stimme des Beamten riss mich unsanft aus diesem angenehmen Strudel, der versprach, alles, was mich belastete, meine Ängste, meine Wut und meine Trauer, zu verschlingen.

Im Büro erhielt ich eine Tasse Kaffee – im Plastikbecher. Das passte dem anderen Beamten, der mittlerweile hinzugekommen war, gar nicht und er kramte eine Porzellantasse aus seinem Schrank: »Ein bisschen Niveau haben wir ja doch ...«

Um neun Uhr fuhren wir nach Würzburg zum Gericht. Auf der Fahrt redete der eine Beamte pausenlos auf mich ein – obwohl ich meine Gedanken eigentlich sammeln wollte.

Warum ich überhaupt an die Börse wollte, ich hätte doch einfach wie bis 1999 weitermachen und gutes Geld verdienen können. Er kannte alle Zahlen und wusste, dass die INLINE AG bis einschließlich 1999 immer Gewinne erzielt hatte. Tolle Erkenntnis – die war mir mittlerweile auch gekommen. Nachher ist man immer schlauer. Aber der »Herr Hätt-ich-doch« und die »Frau Wenn-ich-doch« brachten mich jetzt auch nicht weiter. Ich hatte an den Erfolg des Börsengangs geglaubt und alles riskiert – zu viel, wie ich heute weiß. Aber ein 37,5-Stunden-Beamter würde nie verstehen, welchen Traum ich hatte. Um viertel vor zehn waren wir da. Das Gericht, heute war Feiertag (Allerheiligen), war noch verschlossen. Ich vertrat mir die Beine, die beiden Beamten immer ein paar Meter hinter mir – ich könnte ja flüchten.

Als mein Anwalt Oberhof kam, durfte ich ein paar Minuten mit ihm sprechen. Schließlich kam auch Kerstin. Wir fielen uns um den Hals, weinten, küssten uns und drückten uns ganz fest aneinander, spürten die Angst und die Anspannung im anderen.

Dann ging es auch schon in den Gerichtssaal. Diese erste Verhandlung fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt – auch Kerstin durfte nicht dabei sein. Es dauerte nur Minuten: Mir wurde der Haftbefehl ausgehändigt, ich musste unterschreiben und war dazu verurteilt, in den »Bau« einzurücken.

Gott sei Dank durfte ich mich noch von Kerstin verabschieden, die wie ein Häufchen Elend vor der Tür im Gang saß. Sie fiel mir um den Hals. Wir hatten nur noch wenige Minuten Zeit, um uns wichtige, schöne Dinge zu sagen, nicht wissend, wie lange es dauern würde, bis wir uns wieder in Freiheit sehen durften.

Uns schossen tausend Dinge durch den Kopf, die wir sagen wollten. Doch wir klammerten uns nur aneinander, so fest es ging. Unsere Gesichter waren nass von unseren Tränen, Kerstins Gesicht von ihrer Wimperntusche verschmiert. – Doch nie habe ich sie hübscher empfunden als in diesem Augenblick. Unsere Körper waren fest aneinander gepresst. »Ich liebe dich«,

hörte ich Kerstin unter Schluchzen sagen. »Ich stehe immer zu dir, wir schaffen das, hörst du, wir schaffen das. Ich mache alles hier draußen, was notwendig ist, aber du musst es auch schaffen, versprich es mir, hast du verstanden? Mach keine Dummheiten, deine Kinder, deine Mitarbeiter, deine Kunden und vor allem ich, wir brauchen dich! Ich liebe dich, jetzt noch mehr, ich brauche dich! Und versprich mir, schwöre mir, dass du keine Dummheiten machst!«

Ihren Worten entnahm ich ihre Angst, ich könnte mir etwas antun.

»Oh, mein Liebling, keine Sekunde denke ich an so etwas. Ich komme wieder zu euch. Ich lass mich nicht unterkriegen. Mich schaffen die nicht, auch wenn sie es wollen. Ich gebe nicht auf, niemals!«

»Lassen Sie es jetzt gut sein, kommen Sie mit, Herr Höller, Sie machen es nur noch schlimmer«, versuchte uns der Polizeibeamte zu trennen. Komisch, ich hätte ihn und seinen Kollegen jetzt hassen müssen – aber da war kein Hass, keine Wut oder Zorn. Sie taten mir plötzlich einfach Leid. Als wir in der Justizvollzugsanstalt Würzburg ankamen, verabschiedeten sie sich von mir. Ich gab ihnen die Hand und verspürte keinen Groll mehr – ich hatte losgelassen, hatte ihnen verziehen.

Zuerst musste ich mich ausziehen und splitterfasernackt meine Fußsohlen zeigen, den Mund öffnen, die Zunge herausstrecken und mich schließlich bücken, damit mein After inspiziert werden konnte. Dann durfte ich kurz duschen. Als ich nach fünf Minuten wieder herauskam, waren meine Sachen, die ich dabei hatte, schon komplett durchsucht. Meinen Kulturbeutel musste ich mitsamt Inhalt abgeben. Ebenso meine Turnschuhe. Die Sohlen hatten sichtbare »Gel-Depots«, zur besseren Dämpfung. Diese könnten sich lösen und ich könnte dort etwas »deponiert« haben – verboten. Fön – verboten. Bücher – verboten. Zeitung – verboten. Bonbon oder Kaugummi – verboten.

Von meinen Sachen durfte ich behalten:

- eine Unterhose
- ein paar Socken
- ein Unterhemd
- und meine Bibel!

Das war alles. Dazu bekam ich von der Justizvollzugsanstalt eine Plastikwanne, gefüllt mit:

- einer Kernseife
- einem Rasierpinsel
- einer Rasierseife
- einem Plastikamm
- einer Zahnbürste
- einer Zahncreme
- und einen Einwegrasierer (der eine Woche halten muss ...).

Dazu an Geschirr:

- ein zerkratztes Brotzeit-Brettchen
- ein Messer (stumpf)
- eine Gabel
- einen Esslöffel
- einen Teelöffel
- eine Tasse
- ein Blechkännchen
- eine Brotdose
- zwei »Näpfe« (im wahrsten Sinn des Wortes. Sie sahen genau so aus wie die Blechnäpfe für einen Hund. Der kleine Napf war zum Beispiel für Salat oder Gemüse, der große für Fleisch, Soße und Beilagen).

Außerdem:

- eine Decke
- einen Bettbezug
- ein Bettlaken
- einen Kopfkissenbezug
- ein kleines Geschirrtuch (30 x 30 cm) und ein Handtuch.

Die Essens-Grundausrüstung bestand aus:

- einem Glas Marmelade (für 14 Tage)
- einem Plastischälchen Zucker (für eine Woche)
- einer Packung Früchtetee (25 Beutel für 14 Tage)
- und einer 250-g-Packung Margarine. (Die war seit zwei Monaten abgelaufen, wie ich erst etwas später entdeckte.)

Der tägliche Verpflegungssatz der für jeden Insassen zur Verfügung stand, lag damals übrigens bei ca. 2,30 Euro pro Tag ...

Dann wurde ich gefragt, ob ich vielleicht aus religiösen oder gesundheitlichen Gründen eine spezielle Ernährung benötigen würde, was ich verneinte (ein Fehler wie ich später erfuhr, denn Moslems und »Magenneröse« Insassen bekamen wesentlich besseres, hochwertigeres Rindfleisch im Vergleich zu uns »normalen« Insassen, bei denen es praktisch fünf Mal die Woche billigstes Schweinefleisch gab ...).

Anschließend schob mir der Beamte zwei Formulare hin, die ich doch bitte lesen und unterschreiben sollte. Das erste Formular bestand aus einer Erklärung, in der ich mich damit einverstanden erkläre, eine Einzelzelle (auf ca. 2 x 4 Meter) mit einem weiteren Insassen zu bewohnen, also zwei Personen auf acht Quadratmetern.

Das zweite Formular bestand darin, dass ich mich damit einverstanden erkläre, dass bei einem evtl. Fluchtversuch auf mich geschossen werden darf ...

Auf meine Frage, ob ich diese beiden Formulare unterschreiben müsse, antwortete der Beamte nur ausweichend, dass dies ganz normal sei und jeder neue Gefangene so tätigen würde.

Ich weigerte mich darauf hin mit dem Hinweis, dass ich erst mit meinem Anwalt sprechen wollte. Später wurde mir klar, dass ich einer der ganz großen Ausnahmen war, denn die allermeisten neuen Gefangenen unterschreiben in ihrem Schockzustand so alles, was man ihnen mit einer entsprechend dominanten Körpersprache und Stimme hinlegt – sogar das Einverständnis, dass man auf sie bei einem Fluchtversuch schießen darf (zur Information: ein Fluchtversuch, bei dem

nichts beschädigt und niemand verletzt wird, ist in Deutschland nicht strafbar!).

Auf meine Frage, ob ich vielleicht aus meinem Kulturbeutel den kleinen Nagelzwickler haben könnte, antwortete der Beamte:

»Der Kleidersack ist jetzt schon zu. Dafür habe ich jetzt auch keine Zeit mehr, der nächste wartet schon. Unterschreiben Sie hier und bestätigen Sie, alles erhalten zu haben.«

Damit schob er mich zur Tür raus, in ein Zimmer rein und schloss mit den Worten zu:

»Bis Montag bleiben Sie jetzt hier im Zugang, dann sehen wir weiter.«

Ich befand mich also in einem der so genannten »Zugangszimmer«. Dorthin wurden neue Häftlinge verfrachtet, bis man wusste, wohin genau man sie legen würde.

Ich stand also mit meinen ganzen Habseligkeiten da und betrachtete das Zimmer, das für die nächsten Tage mein »Heim« sein sollte. Ich war allein. Das Zimmer war etwa 18 qm groß, und in ihm befanden sich Klo und Waschbecken, Esstisch und drei Etagenbetten für insgesamt sechs Personen.

Der Raum hatte zwei Fenster. Diese waren doppelt vergittert. Ein robustes Gitter, wie man es aus Filmen kennt, und ein »Fliegengitter« (1 x 1 cm). Dadurch sieht man, ähnlich wie die Stubenfliegen, den Himmel nicht mehr blau, sondern violettgrau. Im Zimmer hatte es bestimmt wieder 25 Grad – aber die Temperaturregler an den Heizungen waren abgeschraubt.

Die Betten und Wände waren über und über verschmiert mit Liebesbezeugungen (Angelo + Angela love forever), Verewigungen (Sven war hier, 3. 6. 2002), Beschimpfungen (FUCK alle Bullen und Beamten, Scheiß Bayern) und vielen Sprüchen, teils witzig, teils vulgär oder einfach doof.

WOW! Welches Bett sollte ich nehmen? Ich entschied mich für das allein stehende Etagenbett und bezog dort das obere Bett. Es würde zwar etwas Mühe machen, ständig hoch und wieder herunter zu klettern, dafür aber konnte ich mich zurückziehen, falls noch mehr Insassen eingeliefert werden wür-

den. Außerdem hatte ich die Zimmerlampe über mir und konnte lesen. Ich hatte zwar nur die Bibel, aber sie würde mir Kraft geben. Schränke gab es keine. Meine Sachen verstaute ich auf dem unteren Bett.

Mittlerweile war es etwa 13 Uhr. Das Mittagessen kam. Es bestand aus einer Scheibe Gemüse-Bratling, etwas Soße und Salzkartoffeln, inzwischen nur noch lauwarm, da das Essen bereits um 10.45 Uhr ausgegeben wurde. Für den Abend noch sechs Scheiben Brot, eine 125-g-Dose Fisch und ein Häuflein Karottensalat. Das Brot musste allerdings auch noch fürs Frühstück am nächsten Morgen reichen. Fast hätte ich es vergessen.

Kurz darauf kam mein erster Zimmerkollege herein: Wolfi. Zirka 195 cm groß, 110 kg schwer, lange Haare, Diesel-Jacke, Stiefel, Typ: »Riesen-Baby«. Ich stellte mich vor und gab ihm die Hand – das Eis war gebrochen.

Wolfi (*Name geändert*), intellektuell eher einfachen Gemüts, war ein ganz umgänglicher Zeitgenosse. Er schimpfte:

»Sie haben mich gefasst, die Schweine, wegen so einem Schwein bin ich wieder drin ...«

Später erfuhr ich, dass er – angeblich – schon zum fünfzehnten Mal in der »Kiste« sei. Er war erst im Februar diesen Jahres entlassen worden. Der Beamte hatte ihn bei der Einlieferung mit den Worten begrüßt:

»Na, das hat ja nicht lange gedauert, seit dem letzten Mal!«

Wolfi begann gleich, sein Essen mit großem Appetit zu verpeisen. Er hatte praktisch immer Hunger, wie ich noch bemerken würde.

Von Wolfi wurde ich in die wichtigsten Abläufe des Knasts eingeweiht. Zunächst erfuhr ich, dass ohne »Antrag« praktisch nichts ging und auch nichts zu bekommen war. Es musste für alles ein Antrag gestellt werden. Von außen durfte man nichts außer Wäsche erhalten. Grund dafür war die Angst, dass auf diese Weise Dinge ins Gefängnis geschmuggelt werden könnten – in erster Linie Waffen und Drogen. Wie sich das mit dem Antrag in der Praxis auswirkte, erlebte ich am Beispiel eines Fernsehers, den ich gerne gehabt hätte.

1. Antrag auf Fernseher stellen. Die Prüfung dauert – je nach Auslastung der Beamten – laut Wolfi sieben bis 14 Tage.

2. Nicht vergessen: gleich ein Antennenkabel und einen Dreierstecker mit beantragen, sonst ist der ganze Fernseher wertlos (in jeder Einzelzelle gibt es nur eine Steckdose) und das Spiel geht von vorn los.

3. Nach der Genehmigung kann man den Fernseher beim »Einkauf«, der zweimal pro Monat stattfindet, kaufen. Der »Einkauf« ist so eine Art Einkaufsladen. Es gibt bestimmte Lebensmittel, Büro-, Elektro- und Sportartikel – nach Genehmigung und Bestellung. Es kann aber durchaus sein, dass, wenn die TV-Genehmigung erteilt wurde, der nächste Einkauf erst in zwei oder sogar erst in drei Wochen stattfindet, so lange muss man sich dann eben gedulden. Man kann sich auch von »außen« einen Fernseher bringen lassen, sofern er keinen Videotext und ähnliche Dinge enthält – doch wo gibt es solche Fernseher eigentlich noch? Ein von außen gebrachter Fernseher wird von einem dafür bestimmten Beamten überprüft, ehe man ihn nutzen darf – für eine Gebühr von 8 Euro.

Laut Wolfi war es besser, den Fernseher beim Einkauf zu erwerben, da die »Prüfung« bei von außen geschickten Fernsehern wesentlich länger dauern würde.

Fazit: Drei bis sechs Wochen dauert es also, bis man endlich etwas Ablenkung in die trübselige Langeweile des Knast-Alltags erhält.

Wolfi wusste aus seiner langjährigen »Erfahrung« heraus, dass es im Zuzug ein paar Bücher gab, die man sich ausleihen konnte. LESEN – ich war sofort Feuer und Flamme.

Als eine Stunde später der zweite Zellengenosse, Thomas (*Name geändert*), ankam, fragte ich den Beamten nach den Büchern. Tatsächlich: Im Gang gab es einen Schrank mit ungefähr 50 bis 60 Büchern, alle »uralt« und äußerst banal: Readers-Digest-Sammelbücher, Groschenromane. Ich entschied mich für einen Simmel »Gott schützt die Liebenden«, im Jahr 1956 spielend. Ich hoffte sehr, es sei zumindest ein positiver Liebesroman – Pustekuchen! Am Ende starb die Frau und der Haupt-

darsteller wanderte einsam und allein nach Brasilien aus – optimale Lektüre für jemanden, der kurz vor dem Zusammenbruch steht.

Wolfi staubte gleich noch einen Kugelschreiber ab. Nun, da ich lernfähig bin, bat auch ich um einen sowie um Papier, das ich dann auch, zusammen mit Kuverts und Antragsformularen, erhielt. So konnte ich gleich einen ersten ausführlichen Brief an Kerstin schreiben. Es gab nur ein Problem, ich hatte keine Briefmarken, konnte also den Brief nicht wegschicken. Oh, was für eine verdammte Scheiße!

Meine Zimmerkollegen hatten zwei Vorteile für mich:

1. Ich wurde von meinen Gedanken abgelenkt!
2. Ich konnte mich nicht gehen lassen und ständig heulen, obwohl mir danach zumute war. Aber wir Männer geben uns natürlich nicht so eine Blöße, zumindest fühlte ich an diesem Wochenende noch so.

Dafür brachten die beiden aber auch Nachteile mit sich: banale Gespräche über irgendwelchen Mist, zum Beispiel wen Wolfi schon mal wann und wo in einem Knast getroffen hatte, was diese verbochen hatten, was sie für »Dinger« gedreht hatten usw. Das weitaus größere Problem aber war, dass Thomas rauchte und fünf Päckchen Tabak mitgebracht hatte.

Duschen durften wir erst wieder in der kommenden Woche. Auch neue Kleidung gabs erst dann wieder. Die von mir eingeatmete Luft hatte jenen unvergleichlichen »Duft« mit einer Mischung aus Ammoniak, verfaultem Obst, Käse, altem Fisch und weiteren »Leckereien«. Und das passierte ausgerechnet mir, einem Ästheten, der manchmal dreimal am Tag duschte und die Kleider wechselte. Doch da erinnerte ich mich an das Gesetz der Demut. Das war alles, sonst nichts. Und sogleich akzeptierte ich und ließ los. Und nach einiger Zeit roch ich auch (fast) nichts mehr!

Thomas war 22 Jahre alt und arbeitslos. Sie hatten ihn mit einem halben Gramm Shit erwischt und zu 1050 Euro Geldstrafe verurteilt. Da er pleite war und nicht zahlen konnte, wurde er per Haftbefehl für 20 Tage »in den Bau« gesteckt. Er

hatte schon die Häftlingskleidung an: Feinripp-Unterwäsche, schon tausendmal getragen, gewaschen und entsprechend ausgebeult, teilweise durchlöchert (Thomas war nur zirka 164 cm groß und die Unterhose hing ihm fast an den Knien), grob gestrickte, leider auch sehr ausgeleierte, graue Socken, ein grünes Hemd sowie eine blaue Hose und Jacke, wie sie zum Beispiel auch Bau- und Landarbeiter tragen, dazu dünne schwarze, auch schon zigital benutzte Schnürschuhe. Ich durfte als Untersuchungshäftling meine Zivilkleidung tragen.

Am nächsten Tag war um 9 Uhr Hofgang. Endlich – nach zwei Tagen – frische Luft. Ich konnte es kaum erwarten.

Das ständige Rauchen von Thomas war schwer erträglich. Er rauchte vor dem Essen, nach dem Essen, morgens gleich nach dem Aufstehen, vor dem Schlafengehen, nachts. Irgendwann ließ der weißlich-graublaue wabernde Dunst den Raum mit seinen weiß gekalkten Wänden (mittlerweile durch unzählige Zigaretten gelb geworden) weicher wirken, zarter, verklärter, in meinen Tag- und Nachtalpträumen fast poetisch anmutend. Zwar war ich gefragt worden, ob ich Nichtraucher sei. Es hatte jedoch nichts daran geändert, dass Thomas bei mir auf dem Zimmer lag – und rauchte. Ein netter Kerl eigentlich, einfach vielleicht, aber nett, 22 Jahre jung, der seine 20-tägige Haftstrafe als Abenteuer ansah. »Da werden meine Kumpels große Augen machen, wenn ich ihnen erzähle, dass ich hier war und wie das hier abgeht«, schwärmte er begeistert. Bin ich »uncool«, zu alt mit meinen fast 40 Jahren – oder warum verstand ich seine Begeisterung nicht und konnte seinen Enthusiasmus »im Bau gewesen zu sein« nicht im Geringsten teilen?

Als der »Schließer« kam (im Knast-Jargon sind das die Beamten, die Schlüsselvollmacht besitzen und die Türen auf- und zuschließen dürfen), sprangen Thomas und ich begeistert auf. Hofgang, Auslauf, »Gassi gehen dürfen«. Jetzt wusste ich endlich, warum sich mein Pyrenäen-Schäferhund Gino jeden Morgen so freudig gebärdete, an mir auf und ab sprang, jaulte, versuchte meine Hände zu lecken – alles nur, weil er »Gassi gehen« durfte. Auch ich würde jetzt dem Schleimer die Hände

lecken, wenn das der Preis dafür wäre, endlich frische Luft atmen und sich etwas bewegen zu dürfen.

Seit über 20 Jahren leide ich unter starken Bandscheibenbeschwerden und wurde die letzten beiden Tage von starken Rückenschmerzen geplagt. Also, nichts wie raus jetzt!

Wolfi wollte eigentlich liegen bleiben. Doch dann hätte er allein im Zimmer bleiben müssen, was gegen die Ordnung verstieß. Denn die Exekutive hatte Angst, dass sich einer der neuen »Gäste« etwas antun könnte, wenn er allein wäre. Da Wolfi keine Lust hatte, für die eine Stunde, die der Hofgang dauerte, in ein anderes Zimmer zu ziehen, trottete er schlecht gelaunt mit uns in den Hof.

Wir liefen durch endlose Gänge mit dutzenden von Türen, die auf- und wieder zugeschlossen werden müssen, und kamen endlich im Hof an. Die anderen Untersuchungshäftlinge waren bereits da. Der Hof hatte einen gefliesten Weg, der – im Kreis gelaufen – zirka 90 Meter Umfang besaß. In der Mitte war Rasen, außen um den Weg ein paar Pflanzen. Es gab ein paar fest installierte Edelstahlstühle, drei Tischtennis-Platten aus Stein mit einem »Netz« aus Edelstahl, das dafür sorgte, dass nach jedem Spiel ein Ball defekt war. Eine Katastrophe, denn die Bälle wurden nicht etwa von der Justizvollzugsanstalt gestellt, sondern mussten von den Häftlingen beim Einkauf selbst erworben werden, 6 Stück für 6,50 Euro. Und dies bedeutete, auf etwas anderes, zum Beispiel Tabak oder Schokolade, verzichten zu müssen. Schläger wurden von der Justizvollzugsanstalt gestellt. Drei Schläger für drei Platten – auch schon in die Jahre gekommen, sodass der Gummibelag schon zur Hälfte abgelöst war und man auf dem blanken Holz spielte. Außerdem gab es noch einen kleinen »Turm« für das Wachpersonal. Der ganze Hof war mehrfach mit Zäunen, die teilweise elektrisch geladen waren, und einer acht bis zehn Meter hohen Mauer gesichert.

Als wir im Hof ankamen, wanderten alle Blicke auf mich – der »Flur- und Zellenfunk« hatte funktioniert. Nachdem am Freitag die Presse bereits »verrückt« gespielt und teilweise im

Studentakt über meine Inhaftierung und über meine Einweisung in die Justizvollzugsanstalt Würzburg berichtet hatte, wussten praktisch alle: »Der Höller kommt.«

Da ich es gewohnt bin, Blicke und Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, machte mir das nichts aus. Ungefähr 80 Untersuchungshäftlinge befanden sich im Hof. Die meisten marschierten auf dem Weg immer im Kreis herum, gegen den Uhrzeigersinn – dies soll in allen Gefängnissen gleich sein, wie Wolfi, der erfahrene »Knastologe«, mir geflissentlich erklärte. Das Tempo gleichmäßig langsam. Der Weg war gerade eben so breit, dass drei Personen nebeneinander gehen konnten.

Ungefähr drei Viertel der Untersuchungshäftlinge waren Ausländer. Jedes »Volk« blieb im Knast für sich. Da gab es die »russische Fraktion«: ehemalige Weißrussen – jetzt Deutsche, Ukrainer, Litauer, Letten, Polen usw. Erstaunlich viele Italiener, wieder für sich, Asylbewerber (ein Ghanaer, zwei Asiaten) und die »Deutschen«. Diese teilten sich in drei Grüppchen auf. Die Wirtschafts-Straftäter, die Drogensüchtigen und die Kleinkriminellen (Auto-Diebe, Einbrecher). Die Gruppe der »Drogen-Häftlinge« war die größte. Jetzt im Winter waren auch ein paar »Penner« da, bedauernswerte Gestalten, die im Sommer »on the road« durch die Lande zogen, aber jetzt, kurz vor dem Winter, von der kalten Witterung bedroht waren. Also »zogen sie ein Ding durch«, so absichtlich, so bekloppt, dass sie zwangsläufig erwischt und für drei bis sechs Monate eingesperrt wurden. Und das bedeutete für sie: ein warmes Zimmer, ein Bett, dreimal täglich Essen und saubere Klamotten. Im Frühjahr – nach ihrer Entlassung – trampen sie dann wieder los, bis sich der Zyklus im nächsten Winter wiederholt, bei einigen Personen, wie ich erfahren habe, schon seit 20 Jahren.

Einige der »Kollegen« grüßten mich oder winkten mir zu. Ein »Promi« war da – das verhiess ein bisschen Abwechslung im tristen Gefängnisalltag.

Einer kam auf mich zu, Iwan (*Name geändert*), und gab mir die Hand. Iwan war 35 Jahre alt, gebürtiger Moskauer, mittlerweile aber Deutscher. Er lebte seit seinem zehnten Lebensjahr

in Deutschland, hatte hier Abitur gemacht und studiert. In den letzten Jahren arbeitete er im Hotelgewerbe. Er wurde der Urkundenfälschung beschuldigt – bei einem Freund fand man anlässlich einer Razzia 110 falsche Pässe mit Iwans Foto. Er erzählte mir, dass er unschuldig sei. Das erzählten eigentlich alle hier. Fast jeder hält sich für unschuldig, oder zumindest zu Unrecht inhaftiert. Ob er wirklich unschuldig war – ich wusste es nicht. Es interessierte mich hier und jetzt auch nicht. Er war intelligent und hatte Niveau. Ich konnte mich mit ihm auch über andere Dinge unterhalten als mit Wolfi und Thomas. Nach exakt einer Stunde ging's zurück in die Zelle.

Wolfi und Thomas hatten praktisch immer Hunger. Wolfi hatte schon sein Marmeladenglas geleert und bekam nun das Glas von Thomas geschenkt, der keine Marmelade mochte. Die Marmelade war seit vier Wochen abgelaufen, meine Margarine schon seit zwei Monaten. Sie hatte schon die typisch tranige Farbe angenommen und schmeckte auch so. Ich fragte Wolfi, den Erfahrenen, was ich dagegen tun könnte. Er lachte:

»Du kannst ja'n Antrag schreiben und dich beschweren.«

»Okay, das mache ich auch«, antwortete ich ernsthaft.

»Dann muscht aber damit rechn, daschd bei denen auf'm Kiecker bischt.«

Er erzählte von einem Gefangenen, den er bei einem früheren Aufenthalt kennen gelernt hatte, der sich auch über abgelaufene Nahrungsmittel und viele andere Vorkommnisse beschwert hatte. Die Folge war, dass er angeblich keine Lockerungen mehr erhielt, gepiesackt wurde. Ich wusste nicht, ob ich das alles so glauben sollte, andererseits wollte ich es mir auch nicht verscherzen. Also entschied ich mich sicherheitshalber dafür, die Margarine zu essen. Wie aber kam es dazu, dass Lebensmittel überhaupt das Verfallsdatum überschritten hatten? Entweder schlammte die Justizvollzugsanstalt, was ich, zumindest was die in Würzburg betraf, eher nicht glaube, oder die Lebensmittellieferanten waren verantwortlich, was ich eher vermute. Wenn palettenweise Margarine-Schachteln angeliefert werden, wird es wohl nur Stichproben geben, wenn die Beam-

ten die Ladung kontrollieren. Und wenn im Inneren der Palette ein paar abgelaufene Packungen stecken, wer sollte das entdecken oder sich daran stören? Oder war es einfach nur Zufall?

Nachmittags erdrückte mich oft das Selbstmitleid und vor allem die unerträgliche Langeweile. Untersuchungshaft besteht zu neunzig Prozent aus Langeweile. »Draußen« hätte der Tag ruhig 48 Stunden haben dürfen – »drinnen« dehnt sich jede Minute wie Kaugummi. Wertvolle Lebenszeit zerrinnt sinnlos, unwiderruflich verloren, vergeudet in einem von Zigarettenrauch geschwängerten, spartanisch aufs Notwendigste ausgestatteten Zimmer.

Mein Selbstmitleid schlägt immer wieder um in Trauer und Angst, Angst, was geschäftlich werden soll, Angst, was mit mir werden wird. Angst, ob ich wieder zurück auf die Bühne kann, Angst, ob Kerstin alles packen wird, ach, Angst um alles, was mir etwas bedeutet.

Sonntag, 3. November 2002 Hofgang. Meine beiden Zimmerkollegen zogen es vor – unfassbar für mich –, lieber noch im Bett liegen zu bleiben, anstatt die eine Stunde »Auslauf« zu nutzen, mit anderen zu reden, etwas Bewegung für die »steifen« Knochen zu bekommen, frische Luft zu atmen und – das Wichtigste – den freien Himmel zu sehen. Freiheit – ich hatte, solange ich noch in Freiheit war, nie sonderlich über die hohe Bedeutung dieses Wortes nachgedacht. Ich bin sicher, dass mein ganz persönliches Wertesystem durch diese Erfahrung jetzt neu gebildet wurde, sich verschieben würde.

An diesem Tag stellte mir Iwan beim Hofgang unseren »Kollegen« Erkan vor. Erkan war im Baugewerbe viele Jahre erfolgreich, so alt wie ich, hatte auch ein gewisses Bildungsniveau, das leider doch den meisten der anderen Gefangenen abgeht. Dies meine ich nicht abwertend, sondern ich stelle es einfach fest. Nur die Hälfte der Anwesenden nutzte den Hofgang, um sich zum Beispiel zu bewegen – die anderen saßen die 60 Minuten und qualmten. Iwan, Erkan und ich gingen die Stunde Hofgang zusammen und unterhielten uns über vieles, dann

ging's für mich wieder zurück in den Zugang. Erst morgen, am Montag, würde ich in die richtige Untersuchungshaft verlegt werden.

Als ich in das Zimmer zurückgekommen war, pennten die anderen beiden immer noch, es war zirka 10.10 Uhr.

Um 10.40 Uhr kam das Mittagessen: Hurra, es gab Rinderbraten, Klöße und Rotkohl. Das Mittagessen ist übrigens – in Anbetracht dessen, dass 600 Portionen gekocht werden müssen, relativ gut. Wir bekamen auch gleich wieder das Brot fürs Abendessen und das nächste Frühstück. Dazu eine 125-g-Dose Bierwurst und – ich konnte es nicht glauben – einen Mars-Schokoladen-Riegel. Nein, nicht den normalen, sondern einen kleineren, exakt 19,2 g, wie auf der Verpackung stand, aber immerhin: Schokolade!

Die anderen beiden dachten nicht lange nach, sie vertilgten erst den Sonntagsbraten (bestehend aus ungefähr 130 g Fleisch) und dann machten sie sich gierig über ihren Schoko-Riegel her. Ich dagegen war unschlüssig, sollte ich ihn jetzt essen, als Dessert, oder sollte ich mir um 15 Uhr, wenn es noch mal heißes Wasser gab (fürs Abendessen!), einen Tee machen und den Riegel dazu essen, das wäre dann so ähnlich wie das sonntägliche Kaffeetrinken am Nachmittag. Oder sollte ich ihn noch länger aufheben und abends essen, als Höhepunkt des Tages? Eine schwierige Entscheidung ...

Schaffte ich es, so lange zu warten, obwohl mir allein beim Anblick schon das Wasser im Mund zusammenlief? Mein Gott, vor einer Woche aß ich noch in den besten Restaurants, aber so eine Vorfreude hatte ich noch nie. Schokolade! 19,2 g!

Der restliche Sonntag machte mich fertig: Draußen regnete es, die Zeit ging nicht vorbei. Ich hatte mein Buch längst ausgelesen, Fernseher und Zeitungen gab es nicht und mich mit Wolfi ständig über sein Leben oder darüber zu unterhalten, was er alles im Knast kennen gelernt hatte, erbaute mich nicht sonderlich.

In meiner kleinen Bibel hatte ich schon gelesen und so kamen die schwermütigen, zuerst melancholischen, später dann

fast depressiven Gedanken hoch, erst langsam, fast schleichend, mich überlisten wollend, dann mit Brachialgewalt, nicht mehr aufzuhalten. Meine Kerstin, meine Kinder, was würden sie jetzt draußen empfinden, wie würde es ihnen wohl gehen, würden sie das alles verkraften, diese harte Prüfung für unsere Familie? Noch bis 2 Uhr lag ich wach und grübelte, schwitzte!

Montag, 4. November 2002 Der fünfte Tag – unglaublich, so lange war ich jetzt schon inhaftiert. Zuerst ging es zum Arzt, eine kurze Untersuchung: Puls, Blutdruck, Blutabnahme, TBC-Test usw. Wie sorgfältig und mit wie viel »Herz« wurde hier in der Abteilung gearbeitet? Früher war ich 184 cm groß, jetzt plötzlich laut Messung 191 cm. Danach durfte ich packen und – endlich duschen! Auch das war ein Erlebnis, Freude, ja sogar Dankbarkeit durchströmte mich.

Anschließend gab's Mittagessen. Apropos Essen. Das Gefängnisessen ist darauf ausgelegt, den Gefangenen bei Kräften zu halten. Vorgeschrieben sind zirka 2500 Kalorien täglich. Erreicht wird dies in erster Linie durch sechs Scheiben Brot und natürlich auch durch Fett – Panade beim frittiertem Fisch usw. Obst gibt es einmal pro Woche: einen Apfel oder eine Birne. Zweimal pro Woche 1 l H-Milch, fettarm. Einmal pro Woche eine Schale Zucker. Alle zwei Wochen eine Packung Tee, ein Glas Marmelade, 250 g Margarine und einmal pro Woche 120 g Joghurt. Abends abwechselnd entweder 125 g Dosenwurst, Fisch oder Käse, meist Streichkäse. Das war's! Dazu Leitungswasser, so viel man mochte.

Ich war schon sprungbereit um in die Untersuchungshaft verlegt zu werden, als ich abgeholt wurde: Besuch! Oh, mein Gott, Kerstin war da, sie hatte Besuchsrecht erhalten, mir wurde es ganz heiß und mein Herz pochte und schlug wie ein Dampfhammer.

Bevor man sich sehen kann, dauert es für den Besucher bis zu eineinhalb Stunden. Als Gefangener kommt man zuerst ins Wartezimmer, wo vielleicht schon vier oder sechs andere Ge-

fangene warten und qualmen. Das ganze Wartezimmer riecht wie ein Aschenbecher.

Wenn es dann so weit ist, muss man alles ausleeren, was man bei sich hat. Man läuft wie im Flughafen durch einen Metall-Detektor. Die Sachen, die man bei sich hat, darf man *nicht* mit zum Besucher nehmen. Auch der Besucher darf absolut *nichts* bei sich haben.

Bei jedem Besuch darf der Häftling sich ein Getränk aus dem Getränkeautomaten ziehen, wenn der Besucher es bezahlt hat, einmal im Monat eine Tafel Schokolade, einmal eine Schachtel Zigaretten. Ich rauche nicht, also bekomme ich im Monat zwei Tafeln Schokolade, klasse!

Und dann war es endlich so weit: Kerstin und ich fielen uns in die Arme, beobachtet von ein paar Beamten, die durch im Raum angebrachte Mikrofone jedes Wort, jede Berührung, jede Gemütsbewegung mitbekommen und aufnehmen. Es war, wie soll ich das beschreiben, einfach schrecklich entwürdigend. Und doch geht es noch schlimmer: Wer wegen Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz sitzt, bleibt von seinen Besuchern durch eine Glasscheibe getrennt. Er darf seinen Partner und seine Kinder nicht einmal berühren. Es gibt aber auch Häftlinge, die »Kontaktsperre« haben, das heißt ihre Familie *gar nicht* in der U-Haft besuchen dürfen. Ich lernte später Häftlinge kennen, die ihre Familie dreizehn Monate nicht mehr gesehen hatten.

Wir konnten uns nicht zurückhalten: Wir hielten uns minutenlang einfach fest gedrückt in den Armen und weinten hemmungslos, wir konnten nicht anders. Der ganze angesammelte Schmerz wollte heraus, bahnte und brach sich seinen Weg.

Dafür hatten wir nur 30 Minuten Zeit. Der Regelbesuch war eine Stunde pro Monat, also entweder ein Besuch mit einer Stunde oder zweimal 30 Minuten – im ganzen Monat! Diese Zeit muss ausreichend sein, um seine Liebsten zu sehen, zu berühren, sich etwas zu erzählen, Dinge, wichtige oder auch weniger wichtige Fragen zu klären – immer beobachtet und beäugt von den Beamten.

Wir hielten uns, streichelten uns, bestärkten uns gegenseitig. Kerstin war mir eine großartige Stütze in diesem Moment, sie gab mir die Sicherheit, dort »draußen« etwas zu besitzen, für das es sich lohnt, all das zu durchleiden. Ich habe das große Glück, die fantastischste Frau der Welt zu besitzen. Sie ist so großartig. Und auch, wenn sie furchtbar down war, am Boden eben – sie ist eine starke Frau, sie wird es schaffen, ich bin fest davon überzeugt.

Die Minuten, die sich sonst im Haftraum so träge, endlos dehnten, vergingen beim Besuch in rasender Geschwindigkeit. Noch drei Minuten, das gab's doch gar nicht! Hektisch umarmten wir uns, drückten unsere Körper ganz fest aneinander, es fanden sich unsere Zungen – für ein paar Sekunden nur, aber diese Sekunden müssen 14 Tage reichen – zwei lange Wochen. Das verkraften wir nicht, dachte ich.

»Die Zeit ist um. Heraus, heraus!« Unsere tränennassen Gesichter trennen sich. Bis bald, meine Süße, mein wunderschöner Schmetterling, mein Herz, mein Fixstern.

Als Kerstin weg war, brach ich zusammen. Ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten und musste mich mit beiden Händen an einem Tisch festhalten. Die Beamten, trotz ihres jahrelangen Jobs noch nicht ganz abgestumpft, ließen mir etwas Zeit. Sie ließen mich einfach, gaben mir die Möglichkeit, mich wieder zu fangen. Mit letzter Kraft gelang es mir, ich schloss den Schmerz tief in mir ein!

Wie ich von vielen Seiten im Knast hörte, halten die meisten Beziehungen den immensen Belastungen einer Inhaftierung nicht stand. Sie zerbrechen an Geldproblemen, Imageproblemen, Sehnsüchten, Entfremdungen.

Auch ich habe Angst, ob die Beziehung von Kerstin und mir das aushalten wird. Ich glaube ganz fest daran – und Kerstin auch. Wir schworen uns, das zu schaffen – doch können wir beurteilen, welch unglaublicher Belastungsprobe, welchem Härte-test, unsere Beziehung ausgesetzt sein wird? »Unsere Liebe hält, sie ist anders, tiefer als bei allen anderen«, dachte ich. Doch alle, die von ihrem Partner verlassen wurden, lachen, denn ge-

nau so dachten sie auch. Aber ich will glauben, dass unsere Beziehung dies aushalten wird, ja, dass ihre emotionale Intensität sogar an Tiefe noch zunehmen wird. Denn sonst habe ich nichts mehr, was mich aufrecht halten kann, kein Ziel mehr, um diese schwere Zeit durchhalten zu können. Ich glaube es – ganz bestimmt!!

Um zu verstehen, wie es zu meiner großen Krise kam, lade ich dich, liebe Leserin, lieber Leser, ein, mit mir eine kurze Reise in meine Vergangenheit zu unternehmen. Denn im Rückblick auf meine Kindheit und auf die letzten Jahre wird vieles klarer, so dass es sich dann auch leichter lösen lässt.

Im Basislager

Meine Eltern heirateten sehr jung, weil ich unterwegs war, sie waren gerade zwanzig. Mein Vater, ein einfacher Arbeiter, schuftete die ersten Jahre sehr hart, oft sechs Tage die Woche jeweils zwölf Stunden, um überleben zu können. Da meine Eltern niemanden hatten, der auf mich hätte aufpassen können, stand es außer Frage, dass meine Mutter zu Hause blieb und sich um mich und meinen jüngeren Bruder Michael kümmerte. In unserer Familie war es damals nicht üblich, sich zu sagen, dass man sich lieb hat, dass man stolz auf den anderen ist, dass man sich gegenseitig drückt und einfach mal so streichelt.

Irgendwie ist dabei tief in mir die Angst entstanden, meine Eltern liebten mich zu wenig, sie seien nicht stolz auf mich, ja, später sogar die Angst, sie liebten meinen Bruder Michael mehr als mich. Ich wollte immer, dass meine Eltern stolz auf mich wären, doch ich hatte als Kind und Jugendlicher keinerlei erkennbare Talente. Ich war unmusikalisch, künstlerisch eine Niete, handwerklich unbegabt, in allen Sportarten eine Pfeife oder allenfalls Mittelmaß und auch in der Schule glänzte ich nicht gerade, musste sogar das Gymnasium wieder verlassen und mich mit der mittleren Reife begnügen, weil ich sehr faul war, nicht lernte und die Hausaufgaben nicht erledigte.

Um Lob und Anerkennung von meinem Vater zu bekommen, fing ich mit sechs Jahren an, Fußball zu spielen – weil er ganz gut Fußball spielte und diesen Sport über alles liebte. Ich trainierte also regelmäßig, sogar sehr fleißig und mein Vater ließ es sich nicht nehmen, öfter bei meinen Spielen zuzuschauen. Doch da ich auch hier wenig Talent besaß und es

dennoch besonders gut machen wollte, wenn mein Vater zusah, spielte ich relativ schlecht und enttäuschte ihn. Zumindest empfand ich es so, denn er sagte mir nie, dass er stolz auf mich sei.

Mein Selbstwertgefühl wurde zusätzlich dadurch »vermindert«, dass ich schon mit fünf Jahren in die Schule kam, so waren meine Schulkollegen immer sechs bis zwölf Monate älter und dadurch auch größer und leider auch meist stärker als ich. Wenn es im Turnunterricht darum ging, zwei Mannschaften für ein Ballspiel zu bilden – wer blieb übrig, weil ihn keiner in der Mannschaft haben wollte: der »Dicke« und ich. Wenn es darum ging, dass die »Cracks« der Klasse mal einfach so zur Demonstration ihrer Kraft und Macht jemanden verkloppen wollten – wen suchten sie sich aus: entweder den »Dicken« oder mich ...

Und so entwickelte ich eine Stärke, die von der körperlichen Größe, Kraft und Begabung unabhängig ist: Die Fähigkeit zu reden!

Schon mit zehn Jahren schrieb ich kleine Romane, zum Beispiel über Huckleberry Finn, oder studierte im Schullandheim ein ganzes, einstündiges Theaterstück mit 20 Mitschülern ein – natürlich mit mir in der Hauptrolle!

Später hatte ich Freunde aus »höheren« Kreisen, deren Eltern mich dann schon einmal fragten, (oder besser verhörten), was meine Eltern denn beruflich machen würden. Ich schämte mich, dass meine Mutter »nur« Hausfrau und mein Vater »nur« Arbeiter war. Heute weiß ich, dass ich nicht stolz auf meine Eltern sein konnte, weil ich glaubte, sie seien nicht stolz auf mich und vor allem, weil ich mir sicher war, sie liebten mich nicht besonders, was natürlich Unsinn war.

Mit 19 Jahren nahm ich mein ganzes gespartes Geld, 8400 DM, zusammen und kaufte ein 280 qm großes Keller-Fitness-Studio in Haßfurt. Als ich nach Hause kam und es stolz meinen Eltern erzählte, weinte meine Mutter und mein Vater, ein notorischer Pessimist, warnte mich davor, dass die Aerobic- und Fitnesswelle bald vorüber sein werde. Ich »hasste« sie in diesem Moment regelrecht, denn ich wollte doch Anerkennung.

Heute weiß ich, dass mich meine Eltern geliebt haben – sie konnten es nur nicht sagen und zeigen. Wahrscheinlich, weil sie selbst die Liebe nie so richtig von ihren Eltern vermittelt bekamen. Seitdem ich das erkannt habe, erwarte ich von ihnen keine »Liebesbeweise« mehr. Ich bin dankbar für alles, was sie für mich getan haben, dafür, dass sie immer zu mir standen und, Gott sei Dank, auch heute noch stehen. Ich bin stolz auf sie, darauf, dass sie ihr Leben gemeistert haben. Ich liebe sie und weiß, dass auch sie mich immer, auf ihre Art, geliebt haben.

In jungen Jahren aber wurde meine Sucht nach Anerkennung immer stärker. Ich sprach irgendwann vor 50 Menschen, die mich bejubelten, dankbar waren, mich anhimmelten, aber es war nicht genug. Wenn 48 Teilnehmer begeistert waren, aber nur zweien mein Seminar nicht gefallen hatte, fühlte ich mich schlecht. Ich sprach vor 100 Menschen, die begeistert waren – aber es war nicht genug. Ich sprach vor 1000 Menschen – aber die Anerkennung befriedigte mich nicht. Ich sprach schließlich vor 5000, 10000 oder gar 14000 Menschen – aber sobald ich die Bühne verließ, fühlte ich mich noch immer nicht gut genug, zweifelte an meiner Leistung, fühlte mich unzureichend.

Ich sah mir die Veranstaltungs-Bewertungen der Teilnehmer an: Selbst bei einer durchschnittlichen Bewertung zwischen 1,2 und 1,6, die ich immer erreichte, nagte es in mir, wenn auch einmal eine 5 oder gar eine 6 dabei war: »Ob ich gut genug bin?«

Die Sucht nach Anerkennung trieb mich mein Leben lang an. Kam ich auch deshalb so weit, weil ich mich nie zufrieden zurücklehnen konnte? Gleichzeitig war ich aber auch ein Getriebener, ein von seiner Sucht nach Anerkennung Geetzter, der nie ankam – welch Ziele er auch erreichte. Ich war einer, der nie durchatmen, so richtig genießen konnte, weil es ihn gleich weiter drängte, weiter, immer weiter, immer weiter machen, nicht stehen bleiben, ich muss, ich muss ...

Im Jahr 1989 beschloss ich, eine spezialisierte Unternehmensberatung für Sport- und Freizeitcenter zu starten. Vier Jahre

später hatte die INLINE Unternehmensberatung etwa 350 Fitnessclubs in Deutschland, Österreich und der Schweiz fest und dauerhaft unter Vertrag.

Ab 1990 begann ich auch kleine Seminare zu veranstalten. 1993 veröffentlichte ich mein erstes Buch. »Sicher zum Spitzenerfolg« wurde sofort zum Bestseller. Daraufhin gab es immer mehr Anmeldungen für meine Seminare und die Anfragen häuften sich, ob ich nicht als Referent bei Tagungen und Kongressen oder als Redner in Firmen auftreten könnte. Dies steigerte sich von Monat zu Monat, sodass ich schließlich 1994 vor einem Problem stand: Zum einen war ich nach wie vor Geschäftsführer der INLINE Unternehmensberatung GmbH mit mittlerweile etwa 450 Sport- und Fitnessclubs, die von zirka 25 Beratern dauerhaft betreut wurden. Damit war die INLINE Unternehmensberatung zum weltweiten Marktführer in ihrem Bereich aufgestiegen, mit weitem Abstand vor amerikanischen Consulting-Unternehmen. Daneben hatte ich gemeinsam mit aus der jeweiligen Branche kommenden hochkarätigen Experten weitere spezialisierte Unternehmensberatungen gegründet.

Auch diese Unternehmensberatungen arbeiteten überaus erfolgreich. So entstand z. B. aus der Unternehmensberatung für IT-Betriebe später durch meinen ehemaligen Partner Cemal Osmanovic die Firma I-Team, die schließlich ca. 350 IT-Betriebe im deutschsprachigen Raum betreute – und mit einem Außenumsatz von 1,6 Milliarden Euro im IT-Bereich neben den großen Handelsketten zu den »Big Playern« gehörte.

Oder eine Unternehmensberatung für Fahrschulen, die Marktführer in Österreich wurde.

Außerdem gab es noch Unternehmensberatungen für Sonnenstudios, für Golfclubs und für Zahnarztpraxen, die ebenfalls zu den Marktführern in ihrem Bereich gehörten.

Zum anderen hatte sich mittlerweile die Nachfrage nach meinen Seminaren so verstärkt, dass ich Angst bekam, mich zu verzetteln. Eine meiner Grundmaximen lautet nämlich, sich auf *eine* Sache zu konzentrieren, dies hatte ich später in mei-

nen Seminaren auch als das *Gesetz der Konzentration* an meine Seminarteilnehmer weitergegeben: Wenn man ein Blatt Papier für eine halbe Stunde in die Sonne legt, passiert recht wenig: Es wellt sich, vergilbt ein wenig, wird ein bisschen warm, aber im Wesentlichen bleibt es ein Blatt Papier. Nicht so, wenn man mittels eines Brennglases die Energie der Sonne auf einen einzigen Punkt konzentriert: Innerhalb von Sekunden fängt das Blatt zu brennen an. Die Energie der Sonne wurde nicht größer, sondern die vorhandene Energie wird lediglich auf einen einzigen Punkt konzentriert, sodass die *Wirkung* stärker wird. Dieses *Gesetz der Konzentration* ist eines der Erfolgsgesetze, das von uns Menschen am häufigsten verletzt wird – und leider bilde ich da keine Ausnahme. Je intelligenter ein Mensch ist und über je mehr Fähigkeiten und Talente er verfügt, desto größer ist die Gefahr, dass ihn alles interessiert, dass er möglichst viele unterschiedliche Dinge gleichzeitig anpackt. Erfolgreich auf Dauer sind jedoch nur diejenigen, die die Fähigkeit besitzen, alles Nebensächliche auszublenden und sich vollkommen auf eine einzige Sache konzentrieren.

**Ein Hund, der zehn Hasen jagt,
erwischt keinen einzigen!**

Nun, 1994 lief ich Gefahr, mich zu de-konzentrieren, also überlegte ich, was ich eigentlich wollte. Mein »Kopf«, also mein logischer Verstand, riet mir, die Unternehmensberatung weiterzuführen. Ich verfügte über ein grandioses Einkommen, ich war weltweiter Marktführer und es ging nur noch darum, das Erfolgsmodell auf immer mehr Länder zu übertragen und auszubauen. Die finanziellen Möglichkeiten für mich wären riesengroß gewesen. Auf der anderen Seite sagte mir mein »Bauch«, also mein Gefühl oder, wie ich es in meinen Seminaren nenne, meine *innere Stimme*, ich solle mich stärker auf die Seminartätigkeit konzentrieren.

Eine meiner Lebensmaximen lautet: »Folge immer deinem Herzen!«, sodass ich mich für die Seminartätigkeit entschied. Und so setzte ich mich 1994 mit Paul Underberg zusammen, da ich ihm zutraute, mein »Baby« zu übernehmen und zu noch mehr Größe zu führen. Paul hatte mich beim Aufbau des Unternehmens von Anfang an begleitet und unterstützt und war inzwischen auch ein persönlicher Freund geworden. Wir fanden schnell zu einer Einigung und gelobten uns, uns stets gegenseitig zu unterstützen und zu helfen. Sich dies zu versichern und das Versprechen dann im Praxisfall auch tatsächlich zu halten ist natürlich zweierlei. Doch Paul hielt sein Wort. Er half mir auch in meiner größten Not, stand zu mir und erwies sich als wahrhaft echter Freund. Er übernahm zum 1. Januar 1995 das Unternehmen.

Bis heute hat ihn der Erfolg nicht verlassen und zum Zeitpunkt, als ich dieses Buch schreibe, werden zirka 800 Fitness- und Sportanlagen betreut.

Vom 1. Januar 1995 an konzentrierte ich mich also vollständig auf meine Seminartätigkeit. Bei diesem Sprung ins kalte Wasser nahm ich mir als Aufgabe, als quasi »höheren Sinn«, Folgendes vor: *Ich möchte möglichst vielen Menschen dabei helfen, ihr Leben erfolgreicher und glücklicher zu führen!*

Deshalb lautete meine Philosophie, die ich auf das Unternehmen INLINE übertrug: Wachstum! Zwischen 1995 und 1996 verdoppelte ich jedes Jahr den Umsatz und erzielte dabei immer positive Überschüsse. Im Verlauf meiner Seminartätigkeit begegnete ich vielen Prominenten und Erfolgreichen aus allen Bereichen und lernte auch etliche erfolgreiche Manager und Unternehmer der New Economy kennen, die mit ihren Unternehmen bereits an der Börse gelistet waren. 1998 wurde in Deutschland der Neue Markt gegründet. Diejenigen Unternehmen, die den Börsengang bereits durchgeführt hatten, konnten immense Kurssteigerungen verzeichnen: Mit dem Kapital, das sich diese Firmen durch den Börsengang verschafften, konnten sie noch stärker expandieren. Das gefiel mir. Denn obwohl ich mittlerweile sehr vielen Menschen mit mei-

nen Büchern, Kassetten, Videos und Seminaren helfen konnte, war mir dies immer noch zu wenig. Ich wollte noch weiter wachsen, und das zusätzliche Kapital des Börsengangs würde es auch ermöglichen, im Ausland zu expandieren, was sehr kostenintensiv ist und meine Möglichkeiten aus dem laufenden Cash flow überstiegen hätte.

**Damit das Mögliche entsteht, muss immer wieder
das Unmögliche versucht werden.**

HERMANN HESSE

Und so traf ich schließlich 1999 die folgenschwere, nachträglich besehen, verhängnisvolle Entscheidung, mein Unternehmen INLINE an die Börse zu bringen. Zu diesem Zweck wurde die INLINE GmbH rückwirkend zum 1. Januar 1999 in die INLINE Motivation AG umgewandelt und umbenannt. Was mir damals nicht bewusst war: Wenn ein so kleines Unternehmen wie INLINE einmal das »Rad Börsengang« ins Rollen gebracht hat, gibt es kein Zurück mehr ...

Ich führte also erste Gespräche mit den IPO-Experten. IPO (Initial Public Offering) ist eine Abkürzung für Börsengang, und die IPO-Experten benötigt man, da man als »normaler« Kaufmann nicht das Expertenwissen besitzt, um ein Unternehmen an die Börse führen zu können. Durch diese Gespräche wurde mir schnell klar, dass ich als »Marke Jürgen Höller« einen Vorteil, aber auch ein Problem hatte: Der Vorteil des großen Bekanntheitsgrades würde bei einem Börsengang natürlich für Aufsehen in der Presse und bei potenziellen Anlegern sorgen (und damit für große Nachfrage ...). Auf der anderen Seite war das Unternehmen in der Öffentlichkeit fast ausschließlich auf die Person Jürgen Höller fokussiert, was einen großen Nachteil bedeutete. Denn ein Unternehmen, das an die Börse gehen will, braucht mehrere Schultern, auf denen die Last verteilt werden kann. Also plante ich einen neuen Organi-

sationsaufbau des Unternehmens mit entsprechenden Vorständen und Führungskräften. Der erste, den ich ansprach, war ein alter Freund und früherer Mitarbeiter der INLINE Unternehmensberatung, Stefan Haase. Er zeigte sich spontan begeistert von meinem Angebot und unterstützte mich. Doch später erlebte ich seinen- und seiner Frau Susanne, der besten Freundin meiner Frau, wegen einer der größten Enttäuschungen. Beide »verabschiedeten« sich in der Krise und kümmerten sich nicht mehr um uns, auch nicht um Alexander, obwohl Susanne seine Patentante ist.

**Das, was der Mensch sät,
wird er auch ernten.**

PAULUS

1991 hatte ich beim Besuch eines Popkonzertes in der Dortmunder Westfalenhalle eine Vision gehabt: Ich sah mich, wie ich im Jahr 2000 in der Dortmunder Westfalenhalle vor 15 000 Menschen als Redner auftreten und die Teilnehmer begeistern würde. Und wenn man aufrichtig und fest genug an seinen Traum glaubt, wird dieser Wirklichkeit (nicht immer, aber darauf gehe ich noch ein ...). Am 1. Mai 1999 erfüllte sich dieser große Traum für mich: Ich veranstaltete den Motivationstag in der Frankfurter Festhalle und sprach als Hauptreferent vor fast 10 000 Teilnehmern! Ich hatte immer davon geträumt und mir tagtäglich ausgemalt, welches Gefühl es sein müsste, vor einer solchen riesigen und begeisterten Menschenmenge zu stehen.

Doch als es dann so weit war, kam es ganz anders. Den ganzen Tag über wetzte ich von Interview zu Interview. Über 65 Fernseh- und Radioteams sowie Journalisten der Printmedien waren angemeldet. Ich bewegte mich von Zimmer zu Zimmer, stets umgeben von Menschen und Mikrofonen. Um 17 Uhr schließlich stand ich hinter der Bühne und wartete darauf, dass mein Vorredner seinen Vortrag beendete. Endlich war es

so weit. Ich ging auf die Bühne und erwartete, dass sich nun das so oft ausgemalte unbeschreibliche Gefühl einstellen würde. Doch mitnichten. Durch hunderte von Scheinwerfern geblendet, sah ich mit Mühe und Not gerade einmal die Teilnehmer in der ersten Reihe. Bei jedem meiner kleineren Seminare mit 200 oder 300 Teilnehmern konnte ich zehnmals so viel Menschen sehen und zehnmals so viel Begeisterung in den Gesichtern und Augen lesen wie an diesem Tag. Trotz dieser Enttäuschung gab ich mein Bestes und am Ende meines Vortrags standen zehntausend Menschen auf und gaben mir Standing-ovations. An diesem Tag hatte ich die Erkenntnis, dass es nicht der Sinn meines Lebens sein kann, Anerkennung zu bekommen, sondern dass es vielmehr meine Aufgabe ist, den Menschen, die zu mir kommen, zu helfen.

Um 19 Uhr, als der Motivationstag beendet war, traf ich zum ersten Mal persönlich Erich J. Lejeune. Lejeune hatte das börsennotierte Unternehmen CE-Consumer-Electronics in München aufgebaut. Das Unternehmen war zum damaligen Zeitpunkt, soweit ich mich erinnern kann, bereits über eine Milliarde DM wert und notierte am Neuen Markt. Ich hatte Lejeune, der mittlerweile ebenfalls Bücher über positives Denken und Motivation veröffentlicht hatte, als Redner zum nächsten Motivationstag im September in Stuttgart eingeladen. Lejeune wollte sich die Veranstaltung anschauen, da er noch nie zuvor vor einer solchen Menschenmenge aufgetreten war. Aufgedreht und voll positiver Energie kam er mir im VIP-Raum entgegen und schüttelte mir begeistert die Hand. Bei einem Glas Sekt stieß er mit mir an und erzählte mir, wie gut ihm alles gefallen habe, wie grandios mein Vortrag gewesen sei, dass er zusammen mit mir viel bewegen wolle, denn er habe tolle Ideen und wolle stärker in der Motivationsbranche tätig werden. Er wolle aber erst einmal in Stuttgart auftreten und dann einige Ideen mit mir verwirklichen.

Am 18. September sahen wir uns dann in Stuttgart beim nächsten Motivationstag wieder. Diesmal übernahm ich den Eröffnungsvortrag und überließ Erich Lejeune als Geste die

Schlussrede. Lejeune war an diesem Tag einfach klasse. Aufgeputscht von seinem Erfolg an der Börse (sein Unternehmen CE-Consumer-Electronic war mittlerweile zwei Milliarden DM schwer), redete er sich regelrecht in einen Rausch. Inhaltlich kritisierte ihn zwar nachher die Presse, er hätte nichts als »heiße Luft geredet«, aber seine Begeisterung, sein Enthusiasmus waren unglaublich ansteckend. Er riss die etwa 8000 Teilnehmer in Stuttgart mit seinem Vortrag mit und sorgte dafür, dass der Tag für die Teilnehmer positiv ausklang. Als wir beim Abendessen zusammen saßen, redete Lejeune unaufhörlich auf mich ein, ich müsse unbedingt an die Börse. »Das wird der Hammer. Die Motivation AG geht an die Börse. Du musst nur schnell an die Börse gehen, ehe es ein anderer macht. Dein Mitbewerber Wolfgang Lang von add!brain hat ebenfalls Börsenpläne und will diese möglichst schnell verwirklichen. Wenn du nicht aufpasst und zu langsam bist, dann bist du der Zweite und add!brain triumphiert!« Ich hatte bereits davon gehört, dass unser härtester Mitbewerber add!brain (vor der Namensumbenennung hieß das Unternehmen Birkenbihl-Media) ebenfalls Börsenpläne hatte. add!brain kopierte uns in vielen Bereichen und veranstaltete mittlerweile auch Großveranstaltungen nach unserem Vorbild. Ich hatte Bedenken, dass Wolfgang Lang, der damalige Hauptgesellschafter und Geschäftsführer, mir wirklich zuvorkommen könnte. Ich spürte, wie es in meinem Bauch zu rumoren begann. »Wann glaubst du, Erich, können wir über dieses Thema einmal reden, denn ich habe noch zu wenig Know-how, um ein Unternehmen an die Börse zu führen?«

»Kein Problem«, tönte Lejeune, »treffen wir uns einfach zum Oktoberfest in München und besprechen die Sache. Dort halte ich einen Vortrag vor Bankern, Investoren und Analysten. Abends kann ich dich denen zwang- und formlos vorstellen und wir können diese Fachleute dann nach deren Meinung zu dem möglichen Börsengang der INLINE AG fragen.«

Ende September fuhr ich zwischen zwei Seminaren nach München und traf Lejeune und seine Begleitung beim Okto-

berfest. Lejeune wirkte euphorisch, denn der Börsenkurs seines Unternehmens hatte sich schon wieder gesteigert. Etwa 25 bis 30 Personen waren in der reservierten Box, darunter namhafte Banker und Investoren. Als ich ankam, waren alle bereits in guter Stimmung und die Flugente und das Festbier schmeckten hervorragend. Lejeune nutzte die Gelegenheit, mich und meine Börsenpläne vorzustellen. Die Zuhörer waren überaus interessiert und wollten weitere Informationen. Als sie einiges über das Unternehmen und vor allem über meine weiteren Pläne erfahren hatten, stimmten sie zu: Auch sie sähen eine große Chance am Neuen Markt für die INLINE.

Kurz darauf traf ich mich nochmals allein mit Lejeune, und er war voller Begeisterung für die »erste Motivation AG an der Börse«. Der Auftritt in Stuttgart hatte ihm so gut gefallen, dass er sich sogar an meinem Unternehmen beteiligen wollte: »Jürgen, ich hab 'ne Menge Know-how, das du unbedingt benötigst. Du machst sonst zu viele Fehler. Mit mir zusammen kannst du sie vermeiden. Außerdem kenne ich die richtigen Analysten, Banker, Presseleute, die du zur Unterstützung benötigst, damit das Ganze ein Erfolg wird.«

»Wie soll denn eine solche Beteiligung aussehen?«, fragte ich ihn.

»Nun, ich gebe dir eine Million oder von mir aus auch anderthalb Millionen (damals waren noch DM gemeint ...) und du gibst mir dafür 20 Prozent.«

Ich war so erstaunt, dass ich gar nichts sagte, was Lejeune anscheinend als Zustimmung auffasste. Er grinste fröhlich und nickte mir aufmunternd zu. Ich dachte, er erlaube sich vielleicht einen Scherz, aber er meinte es durchaus ernst. Börsenexperten hatten mir ausgerechnet, dass die INLINE bei einem Börsengang über 100 Millionen Euro wert sein würde. Und da wollte Erich 20 Prozent der Anteile für eine Million DM? In den Wochen danach bedrängte er mich immer wieder, endlich einzusteigen. Ein möglicher Hintergedanke seinerseits war wahrscheinlich, dass er dann, auf gleicher Stufe mit mir, als der Motivationstrainer auftreten könne. Da er als Referent mittler-

weile nicht mehr bei allen Veranstaltungen gute Bewertungen erhielt, lehnte ich sein Angebot schließlich ab.

Als ich mich dann kurz vor Weihnachten 2001 in der Krise befand und an einem Tiefpunkt meines Lebens angelangt war, konnte es sich Lejeune nicht verkneifen, der Presse mitzuteilen, Höller sei zwar ein netter Kerl, aber seine Ziele seien utopisch und nicht zu erreichen, ich sei abgehoben und nur ein Kopist. Dieses Verhalten hat mich natürlich tief enttäuscht, aber ich habe Erich verziehen. Und mittlerweile geht es seiner CE-Consumer-Electronic ebenfalls nicht mehr gut, sie hat zwischenzeitlich fast 98 Prozent ihres ursprünglichen Wertes verloren, und damit leider auch viele Anleger den größten Teil ihres eingesetzten Kapitals. Lejeune hat aber angeblich mindestens ca. 30 Millionen Euro bei diesem Deal gemacht – alles legal.

Der Entschluss

**Don't dream it –
Do it!**

1999 war ein unglaubliches Jahr: Ich konnte mir einige meiner persönlichen Träume erfüllen und das Unternehmen IN-LINE expandierte immer stärker. Der Jahresumsatz lag schließlich bei fast zehn Millionen DM. Damit hatte er sich im Vergleich zum Vorjahr mehr als verdoppelt und trotz enormer Zukunftsinvestitionen wurde sogar noch ein Gewinn erzielt. Wir hatten also die stürmische Expansion aus eigenen Mitteln finanziert.

Nach der Entscheidung, die IN-LINE Motivation AG an die Börse zu führen, und den ersten Gesprächen mit den IPO-Experten setzten wir schließlich erste Maßnahmen für den geplanten Börsengang um: Die Zahl der Mitarbeiter wurde stark erhöht, insbesondere durch die Installation eines Callcenters, das die Vertriebsaktivitäten unterstützen sollte. Österreich wurde als eigenständiger Markt angegangen, Führungsmitarbeiter eingestellt. Die Eigenproduktionen (Bücher, Kassetten, Videos etc.) wurden stark ausgeweitet, da neben den Veranstaltungen der Verkauf von Weiterbildungsmedien zum Kerngeschäft der IN-LINE gehörte. Bei Eigenproduktionen liegt die Verdienstspanne weitaus höher als bei Produkten, die bei fremden Verlagen eingekauft werden. Es wurden neue Räumlichkeiten angemietet und so weiter. All dies führte dazu, dass der 1999 erzielte Überschuss aus der normalen Geschäftstätigkeit

tigkeit nicht ausreichte, die Aufwendungen für den Börsengang zu finanzieren. So wurde Ende 1999/Anfang 2000 Anlegern die Möglichkeit gegeben, sich vorbörslich zu beteiligen. Etwa 5 Millionen DM wurden von zirka 300 Anlegern investiert und zu 100 Prozent der INLINE Motivation AG zur Verfügung gestellt.

Ende 1999 befanden wir uns außerdem in der heißen Planungsphase für den Motivationstag am 5. Februar 2000 in der Dortmunder Westfalenhalle: Mein Traum, meine Vision, die ich schon 1991 hatte, sollte endlich Wirklichkeit werden: Ich wollte vor 15 000 Menschen in der ausverkauften Dortmunder Westfalenhalle den Motivationstag begehen! Auch hierfür waren umfangreiche Mittel notwendig (Marketingaktivitäten, Anzahlungen für die Halle, Technik und so fort). Als ich den Silvesterabend 1999 zusammen mit meiner Familie und engen Freunden beging, hatte ich eine glänzende Zukunft vor mir:

Nicht nur, dass ich innerhalb von fünf Jahren eines der erfolgreichsten Weiterbildungsunternehmen im deutschsprachigen Raum aus dem Boden gestampft hatte und dabei »nebenbei« zu einem der bekanntesten Trainer Europas geworden war, auch die Aussicht auf den Börsengang, den wir für November/Dezember 2000 anpeilten, zeigte, dass mein Lebensweg noch weiter steil nach oben ging. Ich stieß um Mitternacht mit meiner Frau an, wir nahmen uns glücklich in die Arme und träumten vom nächsten Gipfel in unserem Leben. Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt auch nicht ansatzweise, dass der Entschluss, an die Börse zu gehen, der größte Fehler meines Lebens war ...

Am Freitag, den 7. Januar, flog ich zusammen mit einem meiner Assistenten nach Rom, um Christoph Daum zu treffen. Zu ihm hatte ich einige Monate vorher persönlichen Kontakt bekommen. Daum, damals Trainer von Bayer 04 Leverkusen, galt zu diesem Zeitpunkt als einer der fortschrittlichsten Trainer der Bundesliga und als *der* Motivator unter den Bundesliga-Trai-

nern. Daum hatte, obwohl damals noch sehr jung für einen Trainer, bereits tolle Erfolge vorzuweisen. Deutscher Fußballmeister mit dem VfB Stuttgart, anschließend zweimal türkischer Meister mit Besiktas Istanbul, dann Leverkusen übernommen, zu einem Zeitpunkt, als sie zuvor fast abgestiegen waren, und in der folgenden Saison mit Leverkusen die deutsche Vizemeisterschaft errungen. Daum hatte in Leverkusen ein fantastisches Team aufgebaut und wollte nun unbedingt mit Bayer Leverkusen erstmals die Deutsche Meisterschaft gewinnen. Aus genau diesem Grund war der Kontakt zwischen uns entstanden, ich sollte ihn bei der mentalen Einstimmung und Vorbereitung seines Teams unterstützen.

Leverkusen hatte die Vorrunde der Bundesliga-Saison 1999/2000 ordentlich gespielt, lag aber deutlich hinter den Bayern zurück. Von Meisterschaft sprach zu diesem Zeitpunkt noch keiner. Am 7. Januar traf ich also in Rom ein und fuhr zusammen mit Christoph, seinem Assistenz-Trainer Roland Koch, der Mannschaft und einigen Betreuern ins Trainingslager außerhalb von Rom. Drei Tage schulte ich das Team in mentalem Training. Ich erklärte den Spielern, dass nicht der Körper, der Fuß entscheidet, wie der Ball getreten wird, sondern dass der Befehl vom Kopf, vom Geist ausgeht. Ich vermittelte ihnen, dass der Geist des Menschen aus zwei Teilen besteht: dem bewussten, logischen Verstand und dem Unterbewusstsein. Und dass der bewusste Verstand, der Wille, zwar sehr wichtig ist, aber letztendlich das Unterbewusstsein entscheidet, was ausgeführt wird.

Diese und viele weitere Erkenntnisse und Strategien vermittelte ich den Kickern. Von Anfang an hatte Daum darauf bestanden, dass ich die Mannschaft nur diese drei Tage im mentalen Bereich schulen sollte. Denn der Verein hatte ja schließlich den Mentaltrainer Gunnar Gerisch eingestellt, der das von mir vermittelte Knowhow und meine Erkenntnisse in die tägliche Praxis umsetzen sollte. Ich beschwor zwar Christoph, die Zusammenarbeit während der gesamten Rückaison aufrecht zu erhalten, aber aus irgendeinem Grund war er da-

gegen: »Die Vorbereitung jetzt mit dir war klasse, wir haben einen richtigen Schub bekommen. Aber wenn dann die Saison läuft, will ich die Routine nicht unterbrechen und keine Unruhe in die Mannschaft bringen. Außerdem haben wir ja Gunnar, der deine Erkenntnisse und dein Wissen im täglichen Umgang mit den Spielern umsetzen kann.«

Nach den drei Tagen war die Mannschaft Bayer Leverkusen tatsächlich wie umgewandelt: Sie spielte, laut allen anerkannten Fußballexperten, den wohl besten Fußball, den eine Bundesliga-Mannschaft in den 90er-Jahren je spielte. Selbst als Leverkusen das dritte Spiel der Rückrunde gegen Bayern München verlor und sechs Punkte Rückstand hatte, gab die Mannschaft nicht auf. Zwei der Spieler hatten mich unmittelbar nach den drei Tagen in Rom angesprochen, ob ich sie nicht auch persönlich coachen könnte. Ich sicherte Vertraulichkeit zu (an die ich mich auch heute noch halte!) und coachte die beiden unabhängig von einander. Ich bin stolz darauf, dass beide zu den wichtigsten Stützen und Leistungsträgern ihrer Mannschaft wurden und daraufhin eine große Karriere hinlegten.

Montag, 10. Januar 2000 Ich flog unmittelbar von Rom zurück nach Nürnberg, wo ich vom 10. bis 12. ein ausverkauftes Power-Management-Seminar in einem Hotel außerhalb von Nürnberg hielt. Irgendwie waren die drei Tage aber doch recht anstrengend gewesen, insbesondere, da ich zwischen dem 24. Dezember 1999 und dem 6. Januar 2000 »nebenbei« ein neues Buch geschrieben hatte. Die Folge: Ich bekam – was äußerst selten vorkommt – einen fiebrigen Infekt. Doch ein Seminar mit hundert Teilnehmern absagen? Das wollte ich den Menschen nicht zumuten, da sie teilweise 600 bis 800 Kilometer Anfahrt in Kauf genommen hatten. Und so hielt ich die drei Tage tapfer durch.

Am Abend des 10. Januar hatte ich ein Gespräch mit den Brüdern Beck von der E-Learning-Firma Metatrain GmbH aus Neumarkt. E-Learning war ein vollkommen neuer Bereich in

der Weiterbildung, dem alle Experten weltweit rasantes und stürmisches Wachstum voraussagten. Die Grundidee ist, mittels Computer die gleichen Lerninhalte wie in einem Seminar zum Interessenten zu transportieren. Die E-Learning-Programme können dabei interaktiv gestaltet werden: Man sieht auf dem Bildschirm, wie zum Beispiel ein Kunde an einen Tisch herantritt, um sich nach Produkten umzusehen. Der Verkäufer nähert sich, und es entsteht ein Verkaufsgespräch. Immer wieder wird dabei der Programmnutzer, der vor seinem Bildschirm sitzt, in das Geschehen mit einbezogen: Das Programm wird unterbrochen und der Lernende bekommt mehrere Möglichkeiten angeboten, wie der Verkäufer reagieren soll. Je nach gewählter Reaktion fährt daraufhin das Programm fort und zeigt, wie sich eine solche Reaktion positiv oder negativ auf das Verkaufsgespräch auswirkt. Zwischendurch erscheint immer wieder ein Trainer auf dem Bildschirm, der auf richtige oder falsche Antworten des Lernenden hinweist.

Der Hauptvorteil des E-Learnings besteht darin, dass die Lernenden zu Hause oder am Arbeitsplatz trainieren können, ohne den zeitlichen Verlust eines Seminars und ohne die Nebenkosten, die für An- und Abreise, Hotel, Verzeehr und so fort anfallen (diese Nebenkosten betragen durchschnittlich 50 Prozent der gesamten Weiterbildungskosten). Außerdem bringt diese Methode eine immense Zeitersparnis für den Einzelnen. Und: Der Lernende kann lernen, wann, wo und so oft er will.

Mir persönlich war im Laufe des Jahres 1999 durch viele Gespräche klar geworden, dass E-Learning eine große Zukunft haben könnte. In Amerika waren bereits einige E-Learning-Firmen an der NASDAQ gelistet, hatten also den Börsengang erfolgreich durchgeführt, und die Bewertungen waren astronomisch hoch, lagen teilweise im Milliarden-Dollar-Bereich. Aus diesem Grund hatte ich auch Kontakt zu den Brüdern Beck von Metatrain gesucht. Auf der einen Seite besprachen wir an diesem Abend Projekte, bei denen ich mein Wissen zur Verfügung stellen könnte, andererseits entstand dadurch die Idee,

wie die Metatrain GmbH die INLINE Motivation AG beim Börsengang unterstützen könnte. Denn die Analysten, Banker und Börsenexperten hatten mir verdeutlicht, dass der Verbindung von Live-Learning (also Seminaren, wie die INLINE sie anbot) mit E-Learning die Zukunft gehörte. Ich persönlich war zwar nicht der Meinung, dass Live-Learning durch E-Learning komplett ersetzt werden könnte. Es ist nun einmal ein kolossaler Unterschied, ob ich etwas live erlebe oder lediglich auf dem Bildschirm sehe. Es macht einen großen Unterschied, ob ich ein Fußballspiel im Fernsehen anschau oder live im Stadion dabei bin. *Aber:* Aus Zeit- und Kostengründen kann man nicht ununterbrochen Seminare besuchen, und so stellt das E-Learning eine sinnvolle Ergänzung und Erweiterung der konventionellen Weiterbildungsmöglichkeiten dar.

Unsere Konzeption sah so aus, dass der Kunde ein Live-Seminar besucht und anschließend ein E-Learning-Programm über Wochen und Monate zu Hause oder im Büro anwendet, sodass die ständige Wiederholung der im Live-Seminar übermittelten Erkenntnisse sein Verhalten schließlich positiv verändert. Ein Beispiel: Ein Verkäufer besucht ein Verkaufstraining und erhält anschließend ein elektronisches Verkaufsprogramm. Dieses arbeitet er zu Hause so lange durch, bis er schließlich durch die ständige Wiederholung die unbewusste Kompetenz-Stufe erreicht hat, das heißt, in seinen Verkaufsgesprächen unbewusst richtig auf den Kunden reagiert und auf diese Weise die Effizienz seiner Verkaufsgespräche spürbar steigert.

An jenem Abend, als ich die Brüder Beck das erste Mal traf, konnte ich nicht viel sprechen, denn aufgrund der fast 40 Grad Fieber, die mich plagten, war auch meine Stimme stark in Mitleidenschaft gezogen. Dennoch wollte ich den Termin unbedingt wahrnehmen, denn die Zeit drängte: Ich wollte endlich an die Börse!

Samstag, 29. Januar 2000 Über 1200 Teilnehmer waren beim ersten Marktauftritt der INLINE AG in der Schweiz mit Jürgen

Höller als Referent in Zürich dabei. Der Schweizer Markt wurde mit dieser bei den Eidgenossen unüblichen Großveranstaltung schlagartig eröffnet. Man hatte mich vorher von vielen Seiten gewarnt, dass die Schweizer nicht so leicht zu motivieren und zu begeistern seien. »Die Schweizer sind steif, lassen einfach ihren Gefühlen keinen Raum«, so hieß es. Doch ich erlebte sie ganz anders: Sie ließen sich von mir begeistern und gierten am Ende gar außer Rand und Band. Zahlreiche Fernseh- und Radiostationen sowie Presseleute wohnten diesem Ereignis in Zürich bei und konnten kaum glauben, was ich da mit den Schweizern »veranstaltete«. Die Sache war also ein voller Erfolg, und im Hinblick auf den Börsengang sollte die Schweiz nach Österreich die zweite Auslandsfiliale sein, die wir eröffneten.

Sonntag, 30. Januar 2000 Wegen eines Fototermins flog ich direkt mit dem Flieger von Zürich nach Köln und hatte endlich einmal ein paar Stunden für mich allein! Ich quartierte mich nachmittags im Hyatt ein, aß zur Feier des Tages ein Stückchen Kuchen und genoss dazu eine Tasse Kaffee. Anschließend packte ich meine Sporttasche und ließ mich im Taxi zum neu eröffneten Fitnessstudio »Fitnesscompany« mitten in der Kölner Innenstadt fahren. Ich hoffte darauf, einen Nachmittag völlig für mich allein verbringen zu können, was sich jedoch gleich wieder zerschlug. Als ich nämlich auf dem Stepper stand, um eine halbe Stunde zu schwitzen, schaute mich mein rechter Nachbar permanent an, sodass ich ihn schließlich fragte, ob wir uns vielleicht kennen würden. Daraufhin strahlte er über das ganze Gesicht und meinte, ich sei doch der Herr Jürgen Höller und er habe schon zwei meiner Seminare besucht. In der nächsten halben Stunde erzählte er mir dann, was ich alles für sein Leben getan habe, wie dankbar er mir sei und so fort. In den letzten Monaten passierte mir so etwas immer häufiger. Kein Wunder, denn einige Hunderttausende Menschen hatten mich mittlerweile live erlebt und Millionen andere hatten mich durch etwa 3000 Fernseh- und Radiosendun-

gen sowie Presseveröffentlichungen kennen gelernt. Und auch wenn die Privatsphäre etwas leidet, liebe ich solche Gespräche. Jeder Brief, jedes Gespräch, in denen ein Seminarteilnehmer oder Buchleser mir mitteilt, was sich für ihn an Positivem getan hat, ist für mich sowohl Dank, Anerkennung als auch Motivation dafür, immer weiterzumachen.

Dienstag, 1. Februar 2000 Letzte Besprechung vor dem großen Tag: Noch vier Tage, dann würde mein Traum, meine große Vision in Erfüllung gehen: Motivationstag in Dortmund! Die Veranstaltung war schon seit Wochen ausverkauft, bis auf den letzten Platz. Knapp 14 000 Menschen würden dabei sein (15 000 hatte ich geplant, aber so viele Sitzplätze gab es nicht). Ein riesiges Presseaufgebot hatte sich angekündigt: insgesamt 109 Journalisten, darunter sieben TV-Teams. Es begann ein zähes Gerangel um die besten Interviews. Ich besprach die letzten Einzelheiten mit meinem Team und alle waren guter Laune. Sie fieberten gemeinsam mit mir dem Tag entgegen, denn im Laufe der Zeit war mein großer Traum auch zu ihrem eigenen Traum geworden!

Mittwoch, 2. Februar 2000 Noch drei Tage! In Gedanken stellte ich mir immer wieder vor, wie ich am Samstag auf der Bühne stehen und meinen Vortrag vor fast 14 000 Menschen halten würde. Wie bereits in den letzten zehn Tagen, gab ich weiterhin Interviews für Radiostationen und Pressejournalisten. Ich würde zwar nicht sagen, dass ich aufgeregt war, aber eine innere Anspannung spürte ich natürlich schon. Gott sei Dank spürte ich sie, selbst nach weit über tausend Seminartagen. Denn wenn ich diese Spannung nicht mehr fühlen würde, dann wären meine Auftritte nur noch Routine, und an diesen Punkt möchte ich nie gelangen. Es soll immer etwas Besonderes sein, dass ich das Privileg genieße, auf der Bühne stehen und zu den Menschen sprechen zu dürfen. An diesem Tag führte ich nochmals letzte Besprechungen mit meinen verantwortlichen Führungsmitarbeitern, damit an un-

serem großen Tag wirklich alles wie am Schnürchen laufen konnte.

Donnerstag, 3. Februar 2000 Ich stand relativ früh auf, um, wie immer, erst eine Stunde zu joggen, dann eiskalt zu duschen und gemütlich mit meiner Familie ein nahrhaftes Saft- und Obstfrühstück einzunehmen. Um 10 Uhr holte mich Axel Weinberger ab, um gen Osten aufzubrechen. Zwischen 19 und 24 Uhr stand ein Late-Night-Seminar in Hoyerswerda auf dem Programm, nachmittags hatten wir uns mit einem Fernsehteam verabredet, das mich drei Tage lang rund um die Uhr begleiten wollte, um ein ausführliches 30-Minuten-Porträt fürs Fernsehen zu drehen. Wir holten das Fernsehteam gegen 14 Uhr direkt am Dresdner Flughafen ab. Von diesem Zeitpunkt an stand ich für etwa 54 Stunden fast ununterbrochen vor laufender Kamera. Auch ein Gefühl, an das ich mich erst gewöhnen musste. Abends fand vor etwa 600 Teilnehmern der »Power Day« in Hoyerswerda statt. Hoyerswerda hatte damals die wohl höchste Arbeitslosenquote Deutschlands und miserable wirtschaftliche Bedingungen. Seit Jahren besuchte eine dort ansässige Unternehmerin regelmäßig meine Seminare. Aus kleinsten Anfängen heraus hat sie nach der Wende in Hoyerswerda ein Fitnessstudio aufgebaut, das mittlerweile zu den besten und erfolgreichsten Deutschlands gehört – trotz der immer noch negativen äußeren Umstände. Geschafft hat sie das vor allen Dingen durch ihre Philosophie »Ich liebe meine Mitarbeiter«. Da auch viele ihrer Mitarbeiter in meine Seminare kommen, weiß ich, dass sie diese Philosophie Tag und Nacht lebt und darauf ihren kompletten Erfolg aufgebaut hat. Sie ist ein Paradebeispiel dafür, dass ein Unternehmen nicht etwa auf Kosten, sondern zum Nutzen und Wohle von Mitarbeitern und Kunden zum Erfolg finden kann.

Vor und sogar während der Veranstaltung standen immer wieder Telefontermine mit verschiedenen Radioanstalten auf meinem Programm. Und in der einzigen 30-minütigen Pause hatte ich ein Interview mit Eins-Live zugesagt. Als ich dazu

fluchtartig die Bühne und den Kongresssaal verließ und voller Eile mein Hotelzimmer suchte, wo das Interview stattfinden sollte, kam, was kommen musste: Aufgrund des verwinkelten, weiten Weges verirrte ich mich schließlich, stets begleitet vom Kameramann, der mich nun schon seit gut zwei Tagen »verfolgte«. Bei einer abrupten Kehrtwendung prallten mein Gesicht und die Kamera unsanft aneinander. Es dauerte nicht lange, bis ich mit diesem »Missgeschick« ein willkommenes Opfer für Stefan Raabs »TV total« war. Ich liebe »TV total« und ich mag auch Stefan Raab. Manchmal geht er mir zwar etwas zu weit, wenn er Menschen so auf die Schippe nimmt, dass es sie verletzt aber insgesamt halte ich ihn für eine Bereicherung. Gerade wenn man prominent ist, sollte man auch in der Lage sein, über sich selbst zu lachen. Ich finde es teilweise äußerst befremdlich, wie säuerlich viele Promis reagieren, wenn sie bei Stefan Raab unfreiwillig zum Hauptdarsteller werden. Die teils vernichtende Kritik (nicht nur von Promis) an »TV total« rührt wahrscheinlich daher, dass Humor und Spaß in Deutschland geordnet und gesittet daherkommen und vor allen Dingen mit langer Historie ausgestattet sein müssen. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, Spaß und Optimismus gelten hierzulande als oberflächlich und banal, nur der Schwermut und die Melancholie haben Tiefgang. Ich jedoch glaube, dass Spaß, wenn er nicht auf Kosten anderer geht, ein wichtiger Bestandteil des Lebens ist. Lachen ist weltweit ein Ausdruck von Glück. Über mein »Missgeschick« und seine Veröffentlichung bei Stefan Raab musste ich jedenfalls selbst lachen.

**Lachen und Spaß
sind die Nahrung der Seele!**

Freitag, 4. Februar 2000 Um etwa 6 Uhr klingelte mich der Wecker ziemlich unsanft aus dem Schlaf. Nach einer kalten Dusche und einem schnellen Obstfrühstück fuhren meine Mit-

arbeiter, die TV-Leute und ich gemeinsam zum Dresdner Flughafen und flogen direkt nach Köln. Auch während des Aufenthaltes auf dem Flughafen und im Flugzeug lief die Kamera unentwegt mit und der Redakteur stellte mir permanent Fragen. Im Flughafengebäude in Köln wartete bereits meine geliebte Kerstin auf mich. Wir schlossen uns in die Arme und gaben uns einen dicken Kuss (natürlich schwirrten schon wieder die Kameras neben mir ...). Danach ging es mit dem Leihwagen direkt weiter nach Essen zum Axel Springer Verlag. In den Räumlichkeiten der Bild-Redaktion Nordrhein-Westfalen sollte an diesem Tag um 15 Uhr eine große Bild-Leser-Telefonaktion mit Jürgen Höller stattfinden. Die Bild-Zeitung »trommelte« bereits Tage vorher und ernannte mich in ihren Schlagzeilen kurzerhand zu »Deutschlands Motivationspapst«. Derart geehrt und redaktionell aufgebaut, stand das Telefon dann zwei Stunden lang nicht mehr still. Ununterbrochen riefen die Leser an und suchten mit verschiedensten Fragen Rat und Hilfe: Wie kann ich beruflich erfolgreicher sein? Wie gelingt es mir, mehr Geld zu verdienen? Wie schaffe ich es, mich für die tägliche Arbeit zu motivieren? Wie kann ich mich motivieren, endlich mit dem Rauchen aufzuhören? Oder ein paar Pfunde abzunehmen, regelmäßig Sport zu betreiben und und und.

Nach der Bild-Telefonaktion fuhr ich nach Dortmund, begleitet vom allgegenwärtigen TV-Team. In der Hotellobby warteten bereits einige weitere Reporter auf mich, um noch ein Interview vor dem großen Tag mit mir führen zu können. Ich verabedete mit den Reportern einen Interviewtermin eine Stunde später und begab mich zusammen mit Kerstin erst mal in unsere Suite, um mich ein wenig frisch zu machen. Nach den Interviews ging ich zu Fuß mit Kerstin die etwa 800 Meter vom Hotel zur Dortmunder Westfalenhalle, um ein wenig frische Luft zu schnappen. Als wir dort ankamen und in die riesige Halle hineingingen, spürte ich, wie eine Gänsehaut meinen Rücken hinunterlief. Aber nicht, weil ich froh, sondern weil mir in diesem Moment die Dimension des Ganzen be-

wusst wurde. Als ich schließlich im weiten Rund stand, erkannte ich erst das Ausmaß der Halle, das man erst so richtig erfassen kann, wenn sie leer ist. Wow! In der Halle herrschte reges Treiben. Die Technikfirma musste mehrere Trucks einsetzen, um den Bühnenaufbau, die Musik und die Lichttechnik zu installieren. Meine Seminare sind in dieser Hinsicht durchaus mit Popkonzerten vergleichbar.

Auch zwei TV-Teams und einige Journalisten waren schon vor Ort und machten bereits einige Aufnahmen. Als mich meine Mitarbeiter begrüßten und die Reporter und Journalisten realisierten, dass ich eingetroffen war, stürzten sie sich auf mich wie die Bienen auf eine duftende Blume. Es war schon komisch: Als kleiner Junge hatte ich immer davon geträumt, einmal eine berühmte Persönlichkeit zu sein. Ich hatte auch viele Jahre die Nähe der Presse gesucht und mich darin gesonnt, wenn sie mich als den Star der europäischen Motivationszene beschrieben. Doch nun, da ich es geschafft hatte, prominent zu sein, wünschte ich mir immer öfter, das ganze Brimborium loszuwerden. Allein die letzten Tage waren äußerst unangenehm, denn stets war das TV-Team um mich herum und nahm jede Silbe, jede Gemütsregung von mir auf. Nun ja, Kerstin sagte immer: »Du hast das so gewollt, mein lieber Jürgen, du hast die Nähe der Presse und der Öffentlichkeit gesucht, nun hast du sie, also musst du auch damit leben.« Die Geister, die ich rief ... Noch bis etwa 23 Uhr hielten Kerstin und ich uns in der Halle auf und machten Tonproben. Kerstin und Axel Weinberger, mein Schwager, Freund und einer meiner engsten Mitarbeiter, sollten am kommenden Tag einige Lieder singen. Für die Gesangseinlagen mussten die Mikros natürlich optimal funktionieren.

In unserer Hotelsuite tranken wir anschließend noch ein Fläschchen Bier (mittlerweile spürte ich doch eine recht große Aufregung, und Bier, hatte ich einmal gelesen, sollte eine einschläfernde Wirkung haben ...). Gegen Mitternacht legten wir uns schlafen. Aber es wurde mindestens 3 Uhr, bevor ich schließlich einschlafen konnte.

**Niemals wird dir ein Wunsch gegeben,
ohne den dir auch die Kraft verliehen wurde,
ihn zu verwirklichen. Es mag allerdings sein,
dass du dich dafür anstrengen musst.**

AUS: ILLUSIONEN VON RICHARD BACH

Samstag, 5. Februar 2000: der große Tag! Um 6.30 Uhr sollte der Wecker klingeln, doch wie immer funktionierte meine innere Uhr, und kurz vor halb sieben war ich wach. Nach einem kurzen Kuscheln und einem Guten-Morgen-Kuss für Kerstin stieg ich in die Dusche, um mich, ebenfalls wie jeden Tag, eiskalt zu duschen. Beim Zimmerservice hatten wir ein wenig Obst bestellt. Um 7.30 Uhr holte uns mein Fahrer am Hotel ab und fuhr uns direkt zum Hintereingang der Dortmunder Westfalenhalle – natürlich wiederum begleitet vom obligatorischen Reportage-Team. Dort warteten bereits zwei Bodyguards auf mich. Einige Leser werden sich jetzt vielleicht fragen, wofür ich denn Bodyguards benötigte. Es kam immer häufiger vor, dass die Seminarteilnehmer so begeistert waren, dass sie unbedingt zu mir auf die Bühne kommen wollten. Und ein Erlebnis in Italien, als ich es gerade noch schaffte, die Bühne zu verlassen, ließ doch ein paar Sicherheitsvorkehrungen sinnvoll erscheinen. Da ich mich außerdem quer durch die Halle von Termin zu Termin bewegen musste und bei 14 000 Menschen gerade in den Pausen ein Durchkommen nicht so einfach ist, halfen auch hier ein paar Sicherheitsleute enorm. Nach dem Einrichten unserer Garderoben begaben wir uns in den VIP-Bereich. Über 400 VIPs, die jeweils fast 1000 DM für eine Karte zahlten, hatten dort, ähnlich wie bei Tennisturnieren oder Boxveranstaltungen, den ganzen Tag freien Eintritt. Im VIP-Bereich gab es nicht nur eine Nonstop-Verköstigung, sondern auch die Möglichkeit zu hautnahe Kontakt zu den Referenten, prominenten Gästen und natürlich auch zu mir. Ich hatte außerdem schon von einigen VIP-Gästen gehört, dass sich dort

sehr interessante Gespräche mit anderen VIP-Gästen führen und sogar lukrative Geschäfte anbahnen lassen. Im VIP-Bereich begrüßte ich meine Eltern und Schwiegereltern, einige nahe Verwandte sowie Freunde und Kunden, die ich bereits seit Jahren kannte und die mir immer treu und loyal zur Seite standen. Die meisten VIPs waren Unternehmer mit eigenen Firmen, die vor Jahren einmal ein Buch von mir gelesen oder eines meiner Seminare besucht hatten. Da ich ihnen (und ihren Mitarbeitern) viele Anstöße für ein neues »Denken« hatte geben können und sich so ihre gesamte Lebensqualität (nicht nur beruflich oder finanziell!) verbessert hatte, waren sie immer wieder gern bei Anlässen wie dem heutigen dabei. Im VIP-Bereich traf ich auch Franklin, Deutschlands »jüngsten« Moderator, der mit der »100 000 Mark-Show« seine Karriere bei RTL begann. Franklin litt vor Jahren einmal an Klaustrophobie, das heißt, er konnte enge Räumlichkeiten nicht ertragen. Diese Phobie war bei ihm so stark ausgeprägt, dass er deswegen auch bei der Bundeswehr ausgemustert wurde. Er hatte sich danach in psychologische Behandlung begeben und seine Phobie immer weiter abgebaut. Im Oktober 1999 hatte er eine große Aktion geplant, um sich und aller Welt zu beweisen, dass er seine Phobie besiegt hatte (und sicher auch, um ein bisschen Werbung in eigener Sache betreiben ...): Er wollte sich in einer etwa zwei Meter langen, 80 Zentimeter breiten und nur 40 Zentimeter hohen Metallröhre luftdicht einschließen und 24 Stunden lang sechs Meter tief auf dem Grunde des Rheins versenken lassen. Versorgt nur mit Zu- und Abluft, die ihm Sauerstoff und Wärme zuführen sollte, und mit ein bisschen Nahrung und Wasser, wollte er das schon für normale Menschen unglaubliche Experiment durchführen. Er bat mich um Unterstützung, und ich war gerne bereit, mich einzubringen. Meine Aufgabe bestand darin, ihn mental darauf vorzubereiten und ihm während der 24 Stunden permanent zur Seite zu stehen. Die ganze Aktion bekam ein riesiges Presseecho, rund um die Uhr berichteten RTL, die Bild-Zeitung und viele andere TV-, Rundfunk- und Pressestationen.

Nun, Franklin schaffte es tatsächlich, die 24 Stunden durchzuhalten. Der »tote Punkt« kam jedoch abends um 20.30 Uhr, als es stockdunkel war und er durch die Bullaugen seines Metallgehäuses nur noch die undurchdringliche Schwärze des Rheins sah. Fast alle Reporter und die zahlreichen Zuschauer waren mittlerweile verschwunden und nun bekam er eine Panikattacke. Doch nach relativ kurzer Zeit hatten wir das Problem im Griff und später konnte er sogar ein paar Stunden schlafen. Am nächsten Tag um Punkt 12 Uhr wurde die Röhre wieder ans Land geholt, der Deckel von 30 langen Metallschrauben befreit (was allein 15 Minuten dauerte) und geöffnet, sodass Franklin herausklettern konnte. Im Notfall wäre es also unmöglich gewesen, ihn schnellstmöglich zu befreien. Franklin hatte mit seiner spektakulären Aktion wirklich allen bewiesen, dass er seine Phobie besiegt hatte. Ein paar Tage später startete auf RTL seine »100 000 Mark-Show« mit tollen Einschaltquoten!

Das Wagnis fand in Köln in einem Nebenarm des Rheins statt, unmittelbar dort, wo die Kelly-Family früher ihr Hausboot hatte und zum damaligen Zeitpunkt immer noch ein Büro mit etwa zehn Mitarbeitern unterhielt. Ich lernte dort auch Joey Kelly kennen, der es sich nicht nehmen ließ, einmal vorbeizuschauen. Joey erwies sich als ausgesprochen bescheidener und äußerst liebenswürdiger Mensch. Ich schenkte und signierte ihm eines meiner Bücher. »Was bekommst du dafür?«, fragte er mich. »Natürlich nichts, es ist mir eine Ehre«, sagte ich. Doch Joey Kelly hakte nach: »Nein, das kann ich doch gar nicht annehmen.« »Doch, natürlich, es ist mir wirklich eine Ehre und ich freue mich, wenn du es liest und es dir etwas hilft.« Joey Kelly war nämlich mittlerweile nicht nur Musiker, sondern Extremausdauersportler, der nicht nur Marathon, sondern gleich Ultramarathons lief, Triathlon und so weiter. Ich war mir sicher, dass meine Strategien auch ihm, wie vielen anderen Spitzensportlern, helfen könnten. »Nun gut«, sagte Joey, »ich bedanke mich.« Am nächsten Tag kam er dann wieder und drückte mir zwei volle Plastiktüten in die Hand.

»Was ist das?«, fragte ich. »Das ist ein Dankeschön dafür, dass du mir gestern ein Buch geschenkt hast. Unser Vater Dan hat uns immer gesagt: ›Nimm eins und dann gib zehn!‹«, sagte Joey. Die beiden Tüten enthielten Merchandising-Produkte der Kelly Familie, CDs, T-Shirts, Kaffeetassen, Videos etc. Gesamtwert vielleicht 500 DM. Ich war platt.

**Alles, was du weggibst,
ob positiv oder negativ,
kommt wie ein Bumerang
wieder zu dir zurück.**

Genau das verstehe ich unter dem Gesetz vom Geben und Nehmen, das ich in meinen Seminaren immer propagierte. Im Unterschied zur Meinung vieler, erfolgreich könne nur der sein, der auf Kosten anderer lebt, propagiere ich stets, dass derjenige am glücklichsten ist, der seinen Erfolg zum Wohle und Nutzen der anderen anstrebt. Dieses Gesetz vom Geben und Nehmen ist uralte und jeder unternehmerische Erfolg baut darauf auf. Ein Unternehmen, das mehr Kunden gewinnen möchte, muss seinen Nutzen erhöhen. Eigentlich wieder ganz banal, doch die meisten Unternehmen verhalten sich konträr zu diesem Erfolgskonzept: Sie schränken den Nutzen ein, sie sparen Kosten, sie gewähren weniger Service und gehen weniger auf die Bedürfnisse und Wünsche der Kunden ein. Viele Firmen arbeiten auch nach der Einstellung: »Wenn wir mehr Umsatz haben und Gewinne erzielen, dann können wir auch wieder mehr in den Kundennutzen investieren.« Doch so funktioniert das Spiel nun einmal nicht: *Erst* muss der Nutzen erhöht werden, *dann* bekommt man den Nutzen in Form von mehr Kunden und höheren Umsätzen zurück. Das Gesetz vom Geben und Nehmen funktioniert nicht nur bei Unternehmen und Organisationen, sondern auch bei Einzelpersonen. Es wird nun einmal nicht der Mitarbeiter befördert, der jahrelang im-

mer ein bisschen weniger gegeben hat als alle anderen. Es wird derjenige befördert, der stets ein bisschen *mehr* gegeben hat. Es wird bei einer Krise nicht derjenige Mitarbeiter entlassen, der ein bisschen mehr gab als alle anderen, sondern der, der ein bisschen weniger gab. Ich habe vor vielen Jahren einmal von einem Lehrmeister einen Satz gehört, an den ich mich stets hielt und der immer funktioniert hat:

**Gib immer ein bisschen mehr,
als man von dir erwartet
(und als man dir bezahlt!).**

VERFASSER UNBEKANNT

Oder, um noch einmal mit den Worten von Dan Kelly, dem Vater von Joey Kelly, zu sprechen: »*Nimm eins, gib zehn!*«

Es mag zwar manchmal vorkommen, dass wir etwas in eine bestimmte Richtung geben und nichts von dort zurückbekommen. Aber dann erhalten wir es eben von ganz anderer Seite. Das Gesetz vom Geben und Nehmen funktioniert immer, es schafft stets einen Ausgleich. Wer immer nur nimmt und nie gibt, wird nach einiger Zeit nichts mehr nehmen können. Und wer gibt, wird vom Leben dafür belohnt werden, auch wenn es manchmal etwas längere Zeit dauern mag.

Doch zurück zum großen Tag in meinem Leben: Den ganzen Tag über hetzte ich mit meinen Bodyguards und ein paar Assistenten quer durch die Halle von Termin zu Termin. Allein 17 Einzelinterviews und eine einstündige Pressekonferenz lagen hinter mir, als ich schließlich um kurz vor 17 Uhr hinter der Bühne bereit stand, um den Schlussvortrag zu halten. Die über 100 TV-, Radio- und Presseleute warteten schon mit ihren Kameras und Mikros. Auch hinter der Bühne standen etliche Kameraleute und Fotografen, aber das störte mich nun nicht mehr. Ich schloss die Augen und während ich hörte, wie Franklin mich ansagte, stellte ich mir vor, dass sich nun tatsächlich

mein Lebenstraum erfüllen würde. Gleichzeitig stellte ich mir vor, dass ich nun auf der Bühne für die Menschen dort draußen mein Bestes geben würde. Ich stellte mir vor, dass ich sie nicht nur begeistern, sondern ihnen wirklich dabei helfen würde, in Zukunft erfolgreicher und glücklicher zu leben. Nach dieser »Imaginationsrunde« ging ich auf die Bühne. Fast 14 000 Menschen erwarteten mich stehend und begeistert, noch ehe ich ein Wort gesagt hatte. Ein unglaubliches Gefühl der Zuneigung, ja, der Liebe zu meinen Kunden und Fans durchströmte mich und an diesem Tag gab ich mein Letztes. Ich erzählte an diesem Tag ein wenig aus meinem Leben, von meinen Höhen, aber auch von meinen Tiefen. Ich verriet, dass ich mit 21 Jahren eine tiefe Lebenskrise hatte, weil ich fast pleite war. Ich erzählte ihnen offen und schonungslos, dass ich damals drei meiner vier Geschäfte aufgeben musste und hohe private Schulden hatte. Ich teilte ganz offen mit, dass ich in dieser Zeit ein Magengeschwür bekam, mehrere Bandscheibenvorfälle hatte, die meisten Freunde mich verließen und schließlich auch noch meine Beziehung kaputt ging. Ich verriet ihnen sogar, dass ich erste Anflüge von Suizidgedanken hatte. Aber ich erzählte ihnen auch, wie ich es schaffte, aus diesem Tief meines Lebens rauszukommen und schließlich heute hier auf der Bühne zu stehen und den vorläufigen Höhepunkt meines Lebens erleben zu können. Als ich meinen Vortrag beendet hatte, sprangen die 14 000 Menschen wie auf Kommando hoch, spendeten mir minutenlang Applaus. Ich nahm diese Energie in mir auf und hätte nun stundenlang weitermachen können.

Kurze Zeit später ging ich mit einigen Mitarbeitern zum Essen und traf mich mit der kompletten Crew schließlich um Mitternacht in einer Dortmunder Diskothek, um bis nachts um 5 Uhr mal so richtig abzufeiern und gemeinsam den Erfolg zu genießen. Bei wilden Tanzeinlagen und etlichen Bierchen genoss ich einfach im Hier und Jetzt den großen Erfolg. Ja, ich war damals auf dem Gipfel meiner Karriere angelangt, und der nächste Gipfel, der geplante Börsengang, stand kurz bevor.

Ich bewegte mich schnell, immer schneller, lebte ein Leben auf der Überholspur. Teuerste Hotels, First-Class-Flüge, öfters auch mal ein Privat-Jet, Ferrari, Rolex, Traumhaus, Designer-Klamotten. Heute weiß ich, dass ich damals etwas die Bodenhaftung verloren hatte, »abgehoben« war. VIPs drängelten sich darum, von mir privat gecoacht zu werden, die Presse riss sich um mich, der Börsengang sollte zig Millionen in die Kassen spülen. Ich bemerkte nicht, dass ich zu verhaftet im materiellen Erfolg war, genoss die Anerkennung und Bewunderung, ohne zu merken, dass dies keine echte Liebe ist, ja, dieser Geltungstrieb letztendlich die Seele zerstört. Aber bald sollte ich es lernen, und zwar mit allergrößten Schmerzen, um was es wirklich im Leben geht.

Aufbruch zum höchsten Gipfel

**Wer meint, er ist am Ziel,
der geht zurück.**

LAO TSE

Einige Tage nach dem Motivationstag kam ein Fotografen- und Journalistenteam der Lifestylezeitschrift »Gala« zu mir nach Hause, um eine Homestory zu machen. Zum damaligen Zeitpunkt ließ ich häufig Journalisten und auch TV-Teams für Aufnahmen in unser Haus. Ich dachte mir dabei nichts Böses, denn ich war stolz auf meinen Erfolg und glaubte, auch andere Menschen würden sich dadurch inspirieren lassen. Dies war teilweise auch der Fall. Doch diese Naivität musste ich bitter bezahlen. Heute weiß ich, dass es ein Fehler war. Denn die Homestories, die Kerstin und unsere Kinder in unserem wunderbaren Haus zeigten, mit Schwimmbad, eigenem Fitnessstudio, Hobbybereich mit Carrerabahn, 50-Quadratmeter-Badezimmer und parkähnlichem Garten, erzeugten viel Neid, wie ich später noch feststellen sollte.

Im März und April 2000 fanden viele Fusionsgespräche zwischen den Brüdern Beck, den Inhabern der Metatrain GmbH sowie mir und den Vorständen der INLINE Motivation AG statt. Mittlerweile waren als Vorstände eingetreten: Gerd Kulhavy und Gerald Ernst, die ehemaligen Mitinhaber von Friends & Business, mit denen wir bereits fusioniert hatten (die dadurch Anteilseigner der INLINE Motivation AG wurden), sowie Horst-Dieter Sauter. Horst-Dieter Sauter, zum damaligen Zeitpunkt

56 Jahre alt, befand sich bereits im Ruhestand, er war zuvor bei der SKF, einem der weltgrößten Kugellagerhersteller, Controller für eine Business-Unit mit einer Umsatzgröße von etwa 400 Millionen Euro gewesen. Ich hatte ihn über Stefan Haase kennen gelernt, und da wir zum damaligen Zeitpunkt schnellstens nach einem Finanzvorstand suchten, der unser Controlling, unser Berichtswesen, unsere Finanzbuchhaltung etc. auf Börsenniveau bringen konnte, traf es sich gut, dass er sich entschied, nochmals für einige Jahre ins Berufsleben einzusteigen. Ihn reizte die Aufgabe, ein junges Unternehmen an die Börse zu begleiten und dann in ruhige Fahrwasser zu führen.

Bei den Fusionsgesprächen waren unter anderem auch Vertreter von Venture-Capitalfirmen, die bei der Metatrain GmbH bereits investiert hatten, anwesend. Diese Venture-Capitalfirmen (Risikokapital-Geber, VCs) meinten ebenfalls, dass E-Learning in Verbindung mit Live-Learning ein absoluter Zukunftstrend sein würde und bei einem Börsengang ein echter »Knüller« sein müsste. Die Verhandlungen waren lang, hart und sehr nervenaufreibend. Schließlich kam es zu der Einigung, dass die Metatrain GmbH und die INLINE Motivation AG zur neuen INLINE AG fusionieren sollten. Die Anteilseigner der Metatrain GmbH bekamen dafür im Aktientausch 22,5 Prozent der neuen INLINE AG. Die VCs erklärten sich im Gegenzug dazu bereit, sofort fünf Millionen Euro in das neue Unternehmen zu investieren, um die Vorkosten des Börsengangs und die massive Expansion zu finanzieren. Insbesondere die Investitionen im Bereich E-Learning.

Nachdem die mündlichen Fusionsverhandlungen abgeschlossen waren, kam es schließlich zu einem so genannten LOI (Letter of intent), also einem festen Vertrag mit auf-schiebenden Bedingungen. In diesem LOI waren bereits alle wesentlichen Beteiligungsbedingungen festgehalten. Eine auf-schiebende Bedingung war jedoch die Due-Dilligence-Prüfung durch ein von den VCs einzuschaltendes Wirtschaftsprüfungsunternehmen.

Der Mai 2000 war gekennzeichnet von Vorbereitungen auf den geplanten Börsengang. Es musste ein Businessplan bis 2004 erstellt werden, was eine immense Arbeit darstellt, denn er muss plausibel bis in die kleinste Dezimalstelle hinter dem Komma sein. Jede Zahl, ob nun Kosten oder Umsatz, muss nachvollziehbar sein, ansonsten zerreißen die Analysten den Businessplan später beim Börsengang.

Für mich war der Mai geprägt von der Endphase der Fußballbundesliga. Leverkusen hatte eine unglaubliche Rückrunde hingelegt. Nach der Niederlage gegen Bayern München hatte Leverkusen kein einziges Spiel mehr verloren. Sie präsentierten absoluten Traumfußball: offensiv, schön anzusehen, mit vielen herrlichen Toren. Das Selbstvertrauen wuchs immer mehr. Zahlreiche Zeitungen, wie Focus, Bild-Zeitung, Sportbild, traten an mich heran und machten ausführliche Interviews mit mir. Jeder wollte wissen, wie es mir gelungen war, Leverkusen derart zu motivieren, dass es nunmehr so aussah, als ob sie Meister werden könnten. Einen Spieltag vor Schluss lag Leverkusen auf Platz eins der Tabelle. Der letzte Spieltag fand in Unterhaching statt. Leverkusen strotzte vor Selbstbewusstsein. Als ich die Mannschaft im Januar in Rom trainierte, hatten wir die klare Parole »Meisterschaft« ausgegeben. Wir hatten jedoch vereinbart, dieses Ziel auf keinen Fall nach außen zu propagieren, da dies nur unnötigen Druck auf alle ausüben würde. Da jedoch eine Woche vor dem entscheidenden Spiel Leverkusen praktisch als Meister feststand (Unterhaching konnte nicht mehr absteigen), schien es einigen nicht mehr nötig, sich an die Vereinbarung zu halten. Trainer Christoph Daum, Manager Reiner Calmund und einige Spieler erklärten nun öffentlich, dass sie den Titel garantiert gewinnen würden und er ihnen von den Bayern nicht mehr abgejagt werden könne. Selbst Bayern München, so schien es, hatte resigniert und bereits Glückwünsche in Richtung Leverkusen geschickt. Ich rief Christoph an und bat ihn, die Mannschaft einen Tag vor dem Unterhaching-Spiel nochmals trainieren zu dürfen. Er lehnte dies ab: »Jürgen, die Mannschaft ist momen-

tan so gut drauf, es läuft so reibungslos, ich will jetzt nichts riskieren und die Routine nicht unterbrechen.« Ich appellierte an ihn und bettelte ihn regelrecht an, denn nun ging es in die entscheidende Phase. Ich wusste aus meiner Arbeit mit zahlreichen Spitzensportlern, dass nun der Druck besonders schwer auf der Mannschaft lasten würde. Nunmehr, da sie nicht mehr die Jäger, sondern die Gejagten waren, sah das Spiel anders aus. Die Gefahr war groß, dass sie sich nun verkrampften. Doch all mein Flehen half nichts, Christoph Daum blieb stur. Er war felsenfest davon überzeugt, selbst die Mannschaft richtig »einstellen« zu können, um den Meistertitel zu erringen.

Ich fuhr voller Nervosität, aber auch Freude, zu meinem nächsten Seminar, denn am 20. Mai war zugleich der letzte Bundesligaspieltag. Ich stand am 20. auf der Bühne und motivierte etwa 500 Teilnehmer. Sie alle wussten natürlich, dass heute ein großer Tag war, der gekrönt werden sollte mit der Meisterschale für Leverkusen. Ich hatte aber ein sehr ungutes Gefühl, denn die beiden Spieler, die ich persönlich betreute, hatten mir im Vertrauen erzählt, dass die Anspannung inzwischen unglaublich groß sei. Die Spieler hatten fürchterliche Angst, sie könnten noch im allerletzten Augenblick die Meisterschale doch verlieren.

Und auch Christoph Daum hatte seine Gelassenheit längst verloren. Durch die Ankündigung in den Medien, die Meisterschale könne diesmal nur Leverkusen gewinnen, war alle Lässigkeit, alle Leichtfertigkeit die ihn monatelang so ausgezeichnet hatten, verfliegen. Ich wusste jedoch aus meiner Erfahrung, dass sich eine solche Anspannung fatal auswirken kann. Immer wieder schlichen sich einige der Seminarteilnehmer hinaus, um sich am mitgebrachten Radio aktuell über den Zwischenstand zu informieren. In einer kurzen Pause erhielt ich die Nachricht, dass Leverkusen 1:0 zurückliege. Mir rutschte das Herz in die Hose. Wie würden Daum und die Mannschaft jetzt reagieren? Meine innere Stimme sagte mir: Die Sache geht schief. Eine dreiviertel Stunde später war es dann soweit: Leverkusen hatte doch tatsächlich das letzte Spiel verloren und da-

mit die Meisterschale! Ich nahm natürlich im Seminar kurz Stellung, wusste aber, welches Hohngelächter in den nächsten Tagen auf Leverkusen, den armen Christoph, aber auch auf mich niedergehen würde.

**Was nicht umstritten ist,
ist auch nicht sonderlich interessant.**

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Und genau so kam es auch: Dieselben Journalisten, die mich wochenlang hochjubelten und die Geheimnisse meines mentalen Trainings erfahren wollten, ergossen jetzt Häme und Spott über mich. Daum, soeben noch als der größte Motivator der Bundesliga gefeiert, wurde plötzlich verlacht, weil er seine Spieler barfuß über Scherben hatte laufen lassen. Ich hatte nämlich beim Mentaltraining der Leverkusener Flaschen mit dem Hammer zerschlagen und auf einem zwei Meter langen Teppich Glasscherben ausgebreitet. Dann hatte ich die Spieler und Betreuer mental vorbereitet und sie gebeten, ihre Schuhe und Strümpfe auszuziehen und barfuß über den Scherbenteppich zu laufen. Etwas natürlich Unglaubliches für die Spieler, ist doch jeder mit Millionensummen gegen Invalidität versichert. Und die größte Angst war sicherlich, sich an den Füßen zu verletzen, ihrem notwendigen Handwerkszeug. Fast alle liefen über die Scherben und kein einziger trug auch nur die kleinste Blessur davon. Sinn einer solchen Übung ist es übrigens zu zeigen, dass es mithilfe der richtigen mentalen Techniken und Strategien tatsächlich möglich ist, bisher unmöglich Geglaubtes möglich zu machen. Dies wiederum sollte eine Metapher dafür sein, dass es auch möglich ist, das scheinbar Unmögliche in der Bundesliga möglich zu machen: nämlich Bayern München endlich zu besiegen und Meister zu werden!

Viele spotteten nun also über mich. Doch ich bin nicht der Typ, der wegtaucht, wenn es eng wird. Ich hatte es genos-

sen, von den Medien bejubelt zu werden, also stellte ich mich jetzt in der Niederlage auch tapfer den zahlreichen Interviews. Ich übernahm Verantwortung, obwohl ich seit Januar die Leverkusener Mannschaft gar nicht mehr trainiert hatte und leider bei dem entscheidenden Spiel keine Möglichkeit hatte, positiv einzugreifen. Christoph Daum war natürlich zuerst ebenfalls am Boden zerstört. Ich telefonierte in den Wochen danach noch ein paar Mal mit ihm. Und bald siegten sein Optimismus und seine positive Lebenseinstellung. In den USA ist mentales Training im Profi-Sport selbstverständlich. Jedes Profi-Team, jeder Spitzensportler arbeitet mit bekannten Mental- und Motivationstrainern zusammen. In Deutschland dagegen war ich – wieder einmal – Vorreiter und wurde entsprechend kritisiert.

Einer meiner früheren Mitarbeiter war Jörg Lohr – einer der erfolgreichsten deutschen Handballer. Er war zuerst Kunde bei INLINE und wurde später bei mir Unternehmensberater. 2002 betreute er »Goldfisch« Franziska von Almsick, die daraufhin bei der Europameisterschaft fünf Goldmedaillen holte. Und er betreut mental die deutsche Handball-Nationalmannschaft, die am 2. Februar 2003 Vizeweltmeister wurde und schließlich einige Jahre später sogar Weltmeister – ein grandioser Erfolg für meinen ehemaligen »Schützling« herzlichen Glückwunsch, lieber Jörg.

Große Erfolge erzielte ich auch mit vielen anderen Spitzensportlern. So arbeitete ich 1999 auch über 6 Monate mit Österreichs »Skisprunglegende« Andi Goldberger zusammen, mit dem Ziel, Weltrekord in Planica zu springen.

Andi hatte bereits fast alles gewonnen, was es im Skispringen zu gewinnen gibt, er befand sich auf dem Höhepunkt seiner Karriere, als ihm in einem Interview heraussrutschte, dass er schon einmal in einer Diskothek eine »Nase Koks« genommen habe. Daraufhin brach über ihm ein Gewitter aus, mit einer medialen Brachialgewalt, die ihn zu verschlingen drohte. Als Konsequenz erzielte er keine Erfolge mehr und begann wieder ganz von vorne.

Eines Tages saß Andi zusammen mit seinem Manager Edi Federer in einem Seminar von mir in Innsbruck. Davon war er so begeistert, dass sie gleich anschließend ein Gespräch mit mir in meiner Garderobe wünschten. Dort vereinbarten wir dann eine intensive Zusammenarbeit im mentalen Bereich, u. a. arbeiteten wir mit der Visualisierungstechnik, die ursprünglich einmal von der NASA entwickelt wurde, später auch Einzug hielt im Spitzensport und mittlerweile auch im Management und im normalen Leben eingesetzt wird.

Andi stellte sich täglich vor, er würde auf dem Backen der Skisprungschanze in Planica sitzen. Dann trifft er die Entscheidung loszufahren, drückt sich vom Backen ab und geht so tief wie möglich in eine aerodynamische Haltung auf seinen Skiern. Dabei stellte er sich vor, seine beiden Beine seien extrem gespannte, starke Stahlfedern. Er stellte sich vor, wie er in einer sehr schnellen Geschwindigkeit die Sprungschanze hinunterfährt, auf dem optimalen Absprunzeitpunkt drückt er dann in Gedanken Daumen und Zeigefinger aneinander, die einen Auslöser bilden, aufgrund dessen seine beiden Stahlfedern (= seine Beine ...) regelrecht explodieren. Dann stellt er sich vor, er würde von einer Wolke ganz weit nach unten getragen werden, dort sicher landen und schließlich nach dem Abbremsen auf der Anzeigetafel seinen Namen mit neuer Weltrekordweite sehen.

Nun, genau dies war der Inhalt des täglichen Visualisierungstrainings während der sechsmonatigen Zusammenarbeit. Laien werden sich jetzt fragen, was denn dieser »Humbug« solle, Mental-Experten dagegen wissen, dass unser Unterbewusstsein alle vorgestellten Bilder als wahr annimmt und tendenziell diese Vorstellungen dann umsetzt. Und so kam es dann auch: Im Jahr 2000 sprang er in Planica mit 225 Meter tatsächlich neuen Weltrekord.

Eine weitere Sportlerin, mit der ich erfolgreich zusammenarbeitete, war Grit Breuer, die schließlich während unserer Zusammenarbeit 400 Meter Hallenweltmeisterin wurde und im aktuellen Sportstudio den Sieg »ihrem« Mentaltrainer, Jürgen Höller, widmete.

Im Juli/August 2000 fuhr ich dann mit meiner Familie in Urlaub nach Portugal. Dort erholte ich mich glänzend. Mitte August kehrte ich wieder zurück. Der erste Businessplan stand nun und wurde den VCs, dem neuen IPO-Team und auch einigen hochrangigen Experten und Analysten der Finanzwelt vorgestellt. Der Wert des fusionierten Unternehmens INLINE AG war im Mai 2000 mit etwa 550 Millionen DM festgestellt worden. (Lt. Analysen unserer Banken, wie JP Morgan, Landesbank Baden-Württemberg usw.) Für diesen Businessplan bekamen wir von den Experten nun »kräftig Hiebe«. Unsere Umsatzsteigerungen (von 1996 bis 1999 jährlich 100 Prozent) seien eigentlich zu gering und unsere Marketingausgaben viel zu niedrig, um an die Börse zu gehen. »Man muss als New-Economy-Unternehmen, das an den Neuen Markt will, den Anlegern beweisen, dass man Märkte besetzen und hohe Marktanteile erobern will ...« Es machte sich in meinem Bauch Unbehagen breit, denn als Vollblutunternehmer, der seit seinem 19. Lebensjahr selbstständig ist und stets Überschüsse erzielen musste, erschien mir diese Kritik etwas unangebracht. Doch der weltweite Hype in der New Economy war auf dem Höhepunkt. Kleine Internet-Firmen, die bei einer Million Euro Jahresumsatz 50 Millionen Euro Jahresverlust erzielten, waren an der Börse Milliarden schwer. Thomas Haffa, Gründer von EM.TV, hatte den Wert seines Unternehmens auf zwischenzeitlich 15 Millionen Euro gepusht. Gewinne waren egal und alle Mechanismen der Old Economy, also des traditionellen Business, waren außer Kraft gesetzt. Die Hybris hatte ihren Höhepunkt erreicht!

Ich als »kleiner« Kaufmann, der noch dazu an bis zu 200 Tagen im Jahr auf der Bühne stand, war von all diesen Experten und Kapazitäten beeindruckt. Weltweit funktionierte das ja alles genau nach diesem Modell und die Experten werden es schon wissen, dachte ich.

Auch unsere VCs drängten darauf, den Businessplan zu überarbeiten und insbesondere die Kosten für eine schnellere Eröffnung von Auslandsfilialen, für höhere Marketingaufwendungen, stärkere Verbreiterung der Vertriebsaktivitäten zu erhöhen.

Ich erinnere mich gut an folgende Begebenheit, die so treffend beschreibt, wie es damals zugeht: Anlässlich einer Aufsichtsratssitzung präsentierten wir unseren Businessplan für die Jahre 2001 bis 2004. Für 2001 hatten wir 2,5 Millionen DM für Werbung und Marketing eingeplant – bei einem kalkulierten Umsatzvolumen von 25 Millionen DM. Als wir nun unseren Businessplan dem Aufsichtsrat präsentierten, brach dieser in großes Gelächter aus: »Herr Höller, Sie wollen an die Börse, an den neuen Markt. Dem müssen Sie beweisen, dass Sie die Welt erobern wollen. Wie sollen Sie das den potentiellen Aktionären verdeutlichen, mit einem solch lächerlichen Marketing- und Werbeetat?« Und so wurde der Marketingetat, schwup die wup, innerhalb von einer Minute von 2,5 Millionen DM auf 5 Millionen DM verdoppelt ...

Außerdem sollte deutlich mehr Kapital ins E-Learning investiert werden. Im E-Learning-Bereich sahen wir uns als reiner Content (= Inhalts)-Anbieter in den Bereich Soft- und Business-Skills (Motivation, Persönlichkeitsentwicklung, Verkaufswissen, Kommunikation etc.). In diesem kleinen Marktsegment waren wir durch die Fusion deutschsprachiger Marktführer und hatten bereits umfangreiche Inhalte produziert. In diesen Bereich sollten weitere Millionen investiert werden, um noch mehr Inhalte anbieten zu können. Der Plan, der uns von den Experten vorgegeben wurde, lautete: Jetzt Inhalte produzieren und diese dann jahrelang immer und immer wieder verkaufen. »Skalierbare Effekte« nennt dies der Fachmann. Ähnlich wie im Filmgeschäft, wo Filme produziert und vorfinanziert werden, um dann jahrelang in der Verwertungskette (Kino, Videoverleih, Free-TV, Pay-TV) immer wieder vermarktet zu werden. Insgesamt wurden in E-Learning allein etwa fünf Millionen Euro investiert. Auch die Vorkosten für den Börsengang waren beträchtlich. Mittlerweile scharte sich ein Heer von Beratern und Experten um mich, die ich glaubte alle zu benötigen: Wirtschaftsprüfer, Rechtsanwälte, Notare, Steuerberater, IPO-Berater etc. Allein die Vorstufen des Börsenganges würden Millionen verschlingen. Mir wurde, ich gebe es heute zu, zu die-

sem Zeitpunkt Angst und Bange. Hätte ich doch nur auf meine innere Stimme gehört! Doch es war bereits zu spät: Zu diesem Zeitpunkt gab es kein Zurück mehr, denn wir hatten ja schon Millionenbeträge investiert. Und so stimmte ich schließlich, trotz meiner Ängste, dem gesamten Plan zu. Der Börsengang wurde festgelegt auf Ende November 2000.

Leider gab es noch ein Problem in der Angelegenheit »Alexander Höller«. Ich hatte meinem Sohn Alexander Anteile an der INLINE AG geschenkt. Bei Gesellschaftsversammlungen musste er vom Vormundschaftsgericht vertreten werden. Doch die VCs weigerten sich, die fünf Millionen Euro zu investieren, solange das Vormundschaftsgericht nicht außen vor blieb. Das Vormundschaftsgericht aber weigerte sich schlicht, hier eine Lösung zu finden. Nun hatten wir den LOI unterschrieben, wodurch die Fusion grundlegend vereinbart war und die fünf Millionen Euro Risikokapital von den VCs feststanden – aber solange das »Problem Alexander« nicht bereinigt war, würde das Geld nicht fließen.

Mittlerweile waren die Mittel, die durch die vorbörslichen Zeichner eingesammelt worden waren und zur Finanzierung dienten, immer mehr aufgebraucht. Gleichzeitig hatte die INLINE AG den Startschuss gegeben für umfangreiche Maßnahmen:

1. Start der Auslandsfilialen in Österreich und der Schweiz 2002.
2. Aufbau von weiteren sieben Auslandsaktivitäten in den nächsten vier Jahren.
3. Aufbau eines Callcenters mit 30 Mitarbeitern.
4. Aufbau von 15 Key-Account-Mitarbeitern (10 bis 12 Monate Vorlaufzeit).
5. Ausweitung der Marketingaktivitäten und damit auch der Kosten.
6. Aufbau eines insgesamt neunköpfigen Vorstands- und Führungsteams, das börsentauglich war und die massive Expansion die nächsten Jahre mitgetragen hätte.

7. Mittlerweile fast 100 Mitarbeiter an Bord, um den permanent wachsenden Kundenstamm und die ständig wachsenden Umsätze überhaupt bewältigen zu können.

Um dies zu finanzieren, benötigten wir schnellstens die fünf Millionen Euro der VCs, ansonsten würde es eng werden.

Im September hatten wir immer noch keine Einigung mit dem Vormundschaftsgericht erzielt. Die Lösung war schließlich, dass ich gemeinsam mit Alexander die so genannte Höller Vermögensverwaltung GmbH gründen sollte. Dort würden wir beide unsere Aktienanteile der INLINE AG einlegen, ich wäre Geschäftsführer dieser GmbH und könnte die GmbH bei Hauptversammlungen vertreten. Damit wäre dann die Bedingung der VCs erfüllt und die fünf Millionen Euro Risikokapital könnten fließen. Doch wiederum weigerte sich das Vormundschaftsgericht. Erst nachdem sowohl unsere Steuerkanzlei als auch die VCs dem Vormundschaftsgericht ein Schriftstück vorgelegt hatten, das belegte, dass ohne Lösung das Geld nicht fließen und die INLINE AG in diesem Fall in allergrößte wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten könnte, stimmte schließlich das Vormundschaftsgericht der Lösung zu.

Da jedoch die vorbereiteten Zeichner Ende 1999/Anfang 2000 die Vereinbarung mit mir persönlich unterschrieben hatten, musste nunmehr mit jedem einzelnen der etwa 300 Anleger eine neue Vereinbarung, und zwar mit der Höller Vermögensverwaltung GmbH, geschlossen werden. Am Freitag, den 22. September, fand um 18 Uhr eine Anlegerversammlung in Frankfurt statt. Etwa die Hälfte der vorbereiteten Anleger war anwesend und die ganze Problematik wurde ihnen erklärt. Alle Anleger hatten dann ungefähr vier Wochen Zeit, um die neue Vereinbarung mit der Höller Vermögensverwaltung GmbH zu unterschreiben oder nicht. Nur einige wenige vorbereitete Zeichner wollten diesen neuen Vertrag nicht unterschreiben und ließen sich ihr Kapital auszahlen. Die allermeisten jedoch hatten weiterhin Vertrauen und schlossen den neuen Vertrag. Durch diesen Vertrag, ausgearbeitet durch eine renommierte

Wirtschaftsberatungs-Kanzlei, haftete ich persönlich für die zirka 2,4 Millionen Euro, die die vorbörslichen Zeichner investiert hatten – ein meiner Meinung nach verhängnisvoller Fehler, wie später klar wurde. Letztendlich war dieser Fehler mitentscheidend für meinen späteren finanziellen Ruin. Doch zumindest war das »Problem Alexander« damit gelöst und der Weg endlich frei, sodass das Geld der VCs in die INLINE AG fließen konnte. Leider hatten wir durch diese Angelegenheit etwa acht bis zehn Wochen verloren, sodass der Börsengang unmöglich noch im Jahr 2000 hätte durchgeführt werden können.

**Fremde sind Freunde,
die man noch nicht kennt.**

Am Sonntag, den 8. Oktober 2000, war ich als Redner zu Gast bei einer ungewöhnlichen Veranstaltung: dem »Go Special Gottesdienst« der Evangelischen Kirche in Niederhöchstadt. Pfarrer Dr. Klaus Douglass hatte ich einige Zeit vorher kennen und schätzen gelernt. Einer meiner Seminarteilnehmer war nach dem Seminar spontan zu mir gekommen und hatte mir erzählt, dass ich unbedingt Pfarrer Dr. Klaus Douglass kennen lernen müsse. Er würde genau das, was ich auf der Bühne lehre, in seiner Gemeinde leben, und er wäre äußerst erfolgreich. Einige Wochen später rief ich dann tatsächlich bei ihm an: Ich kann mich noch gut an das Gespräch erinnern:

»Schönen guten Tag, Dr. Douglass. Mein Name ist Jürgen Höller. Kennen Sie mich vielleicht?«

»Nein, tut mir Leid«, antwortete Douglass.

»Ich heiße Jürgen Höller und bin Motivationstrainer. Vielleicht können Sie damit etwas anfangen?«

»Kann es sein, dass Sie im letzten Jahr in Frankfurt in der Festhalle einen großen Auftritt hatten?«, fragte er mich.

»Ja«, antwortete ich ihm, »das war ich.«

Daraufhin unterhielten wir uns ein wenig und sofort war ein unsichtbares Band zwischen uns beiden geknüpft. Wir schickten uns gegenseitig unsere Bücher (auch er hatte einige verwirklicht, wie beispielsweise »Lebe deinen Traum«), und schon wenige Tage später rief ich ihn an, da ich eine tiefe Seelenverwandtschaft entdeckt hatte. Wir trafen uns dann ein paar Male, er war zu Gast in mehreren meiner Seminare, ich schaute mir seinen Gottesdienst an. Klaus (mittlerweile waren wir gute Freunde) hatte in Niederhöchstadt Fantastisches erreicht: Er hatte innerhalb weniger Jahre eine der blühendsten Evangelischen Gemeinden Deutschlands aufgebaut. Bei seinem ersten Gottesdienst saßen sechs Teilnehmer vor ihm, mittlerweile an manchen Sonntagen bis zu 1500! Aber die Gottesdienste in Niederhöchstadt sind auch nicht vergleichbar mit anderen. Bei einem »Go Special Gottesdienst« spielt eine Musikgruppe auf der Bühne, und zwar werden spirituelle Texte mit peppiger Musik unterlegt, es werden Sketche aufgeführt, es wird gelacht, getanzt, geklatscht. Die Themen sind absolut modern (beispielsweise Homosexualität). Etwa 350 Gemeindeglieder arbeiten ehrenamtlich am Aufbau und Erhalt der Gemeinde mit. Mittlerweile arbeiten ungefähr 150 Kirchengemeinden in Deutschland äußerst erfolgreich mit dem gleichen Konzept wie die Gemeinde in Niederhöchstadt. Klaus wurde ein gefragter Redner, nicht nur in Kirchenkreisen, sondern mittlerweile darüber hinaus. Deshalb ist es kein Wunder, dass ich ihn auch als Referent für die INLINE AG engagierte. Klaus war auch einer der wenigen Menschen, der immer hinter mir stand und sich auch in meinen schwersten Stunden als echter Freund erweisen sollte.

Bei diesem Go Special Gottesdienst nun hielt ich eine etwa zwölfminütige Rede. Da das Gotteshaus zu klein ist (nur ungefähr 350 Sitzplätze), finden am Sonntag drei Gottesdienste nacheinander statt. Beim letzten Gottesdienst um 20 Uhr sitzen übrigens an die 350 Jugendliche zwischen 14 und 25 Jahren lieber dort als zum Beispiel in einer Kneipe oder vorm Fernseher. Ich bin in meiner Kindheit sehr christlich erzogen worden

(ich bin Katholik), habe jedoch im Laufe der Jahre den Bezug zur Kirche und ein klein wenig auch zu Gott verloren. Zwar habe ich immer an Gott geglaubt, aber wenn man nicht mehr in die Kirche geht, werden auch die Gespräche mit Gott (andere würden Beten sagen) immer seltener und irgendwann stellt man sie ein. Und wenn man nicht mehr mit Gott spricht, so habe ich festgestellt, dann besteht die Gefahr, dass man auch den Bezug zum christlichen Leben verliert. Dank Klaus habe ich diesen Bezug wieder intensiviert und begonnen, regelmäßig mit Gott zu »sprechen«. Ich spreche mit ihm, das heißt, ich bete nicht nach irgendwelchen uralten Formeln, die ich gar nicht mehr verstehe, sondern ich spreche mit ihm, danke ihm und bitte ihn um Rat. Ich habe mittlerweile wieder ein sehr intensives Verhältnis zu Gott und obwohl ich nicht sehr oft in Niederhöchststadt bin, ist dies meine eigentliche kirchliche Heimat. Später, in der schweren Lebenskrise, die wir noch erleiden sollten, hat dann die Beziehung zu Gott Kerstin und mir sehr geholfen und uns viel Hoffnung und Mut gemacht.

Am Samstag, den 21. Oktober 2000, stand ich in Berlin um 18.30 Uhr auf der Bühne und motivierte 6000 Menschen. Ich war mit meinem Vortrag sehr zufrieden und verließ beschwingt die Bühne. Backstage erwartete mich bereits einer meiner Mitarbeiter und teilte mir eine schreckliche Nachricht mit: Christoph Daums Haarprobe war positiv. Er, der schon seit Wochen in die Schlagzeilen geraten war, weil er angeblich Kokain konsumiert hatte, hatte einige Tage vorher – freiwillig – eine Haarprobe zur Untersuchung abgegeben. Er wollte sich damit endgültig reinwaschen vom Verdacht, Kokain zu nehmen. In den Medien gab es eine unglaubliche Schlammschlacht um die Hauptbeteiligten Christoph Daum und Uli Hoeness, der die Lawine mit seiner Aussage ins Rollen gebracht hatte. Ich selber wurde von vielen Journalisten interviewt, ob ich es für möglich hielt, dass Daum Kokain genommen habe, was ich immer vehement verneinte. Ich hatte Christoph, unmittelbar nachdem die Lawine losgetreten war, angerufen und er hatte mir

Stein und Bein geschworen, niemals in seinem Leben etwas genommen zu haben. Ich glaubte ihm, einfach auch, weil ich ihm glauben wollte. Und weil der Wert »Loyalität« bei mir sehr hoch ausgeprägt ist, bin ich in den Wochen der Schlamm-schlacht immer für ihn eingetreten und habe mehrmals in Interviews die Hand für ihn ins Feuer gelegt. Nachmittags an diesem 21. Oktober hatte ich noch in einer Pressekonferenz Christoph energisch verteidigt. Als nun mein Mitarbeiter auf mich zukam und mir mitteilte, dass die Haarprobe positiv war, fühlte ich eine große Enttäuschung. Reiner Calmund habe die Presse nachmittags informiert und Christoph Daum war bereits nach Florida geflogen und für niemanden mehr zu sprechen. Ich konnte es nicht glauben. Noch am selben Abend fuhr mich mein Fahrer die 500 Kilometer nach Hause und immer wieder hörte ich die Nachrichten und war konsterniert. Wie konnte Christoph nur etwas so Dummes tun? Dumm im doppelten Sinne: nämlich zum einen Rauschgift nehmen und dann auch noch – freiwillig – eine Haarprobe abgeben? In den nächsten Tagen ging über Christoph Daum ein Pressegewitter nieder wie selten zuvor in der Bundesrepublik Deutschland. Ich litt mit ihm und hatte sogar ein wenig Angst, dass er womöglich eine große Dummheit begehen könnte. (Später sollte ich dann am eigenen Leib erfahren, was es bedeutet, von der Presse »gehetzt« zu werden.) Christoph unternahm das einzig Mögliche und Richtige: Er war unauffindbar in Florida »untergetaucht«. Doch natürlich setzten sich zahlreiche Reporter auf seine Fährte, um ihn aufzuspüren. In den Tagen danach wurde ich wiederum zigmal interviewt, da ich während der Schlamm-schlacht der letzten Wochen immer wieder für Christoph eingetreten war. Nun, ich war enttäuscht und tieftraurig über das Ergebnis. Aber ich erklärte in allen Interviews, weiterhin zu Christoph zu stehen. Er hatte einen Fehler gemacht, er hatte viele Menschen, auch mich, belogen, aber er ist nun einmal auch nur ein Mensch. Sicherlich hatte er seine Gründe gehabt. Und Menschen in der größten Not alleine zu lassen ist nicht mein Ding. Gerade in solchen Situationen beweist sich, wer

Charakter und Mumm hat und wer nur ein Heuchler ist. Die meisten Menschen haben sich öffentlich von Christoph Daum abgewendet, ich hatte zwar keinerlei Verständnis für seinen Rauschgiftkonsum und für seine Lügen, aber als Mensch mochte ich ihn immer noch und stand weiter zu ihm.

Am 26. November hielt ich dann mein letztes Seminar im Jahr 2000 im ausverkauften Mannheimer Rosengarten vor 2600 Teilnehmern. Guildo Horn, der ein kurzes Praktikum bei mir beginnen und seine nächste Tournee unter das Motto »Du erreichst dein Ziel« stellen wollte, kam spontan auf die Bühne und sang zwei, drei Lieder. Der Mannheimer Rosengarten bebte. Abends um 22 Uhr ließ ich mich dann nach Frankfurt ins Sheraton Hotel fahren, wo ich nach einer kurzen Nacht am Morgen des 27. November abflog, um Siegfried & Roy in Las Vegas zu besuchen.

**Wenn du »es« träumen kannst,
kannst du »es« auch erreichen.**

WALT DISNEY

Siegfried & Roy's Europamanager für Audio- und Visuelle Produkte in Europa, Rick Tess, hatte mich in Dortmund beim Motivationstag am 5. Februar 2000 angesprochen und eines meiner Bücher für Siegfried & Roy signieren lassen. Er hatte mitbekommen, dass ich ein großer Fan von den beiden war und ihre fantastische Story und positive Lebenseinstellung in meinen Seminaren und Büchern immer wieder erwähnte. Damals signierte ich das Buch, erwartete aber nicht, jemals wieder von Siegfried & Roy zu hören. Doch falsch gedacht: Wenige Wochen später meldeten sie sich und luden mich privat zu sich nach Las Vegas ein. Mittlerweile plante ich mit Rick Tess für das Frühjahr 2001 ein sehr ungewöhnliches Seminar: In der Nähe der slowakischen Hauptstadt Bratislava gibt es ein Gehege mit frei laufenden Sibirischen Königstigern. Dort waren

unter anderem Siegfried und Roy Tiger-Paten. Wir wollten nun ein Seminar veranstalten, bei dem Rick Tess als mein Co-Trainer fungieren sollte. Der Höhepunkt dieses zweitägigen Exklusivseminars für nur 30 Personen sollte sein, dass die Teilnehmer nach einer entsprechenden Vorbereitung in das Tiergehege gehen und mit den bis zu 450 Kilo schweren Tigern frei umgehen konnten. Zu Beginn der Planung hatte ich jedoch nicht die geringste Ahnung von Tigern, und Rick Tess war der Meinung, ich solle mir von Siegfried und Roy ein paar persönliche Tipps holen. Ich flog also mit Zwischenstopp in Los Angeles nach Las Vegas. Nach deutscher Zeit früh um 6.30 Uhr traf ich in Las Vegas ein. Am Flughafen warteten bereits Rick Tess, der mich herzlich begrüßte, und etliche Kamerateams und Fotografen auf mich, um im Terminal und in der Stadt einige Aufnahmen zu machen. Ich war vollkommen erledigt und übermüdet, schon 24 Stunden auf den Beinen, aber in solchen Momenten, in denen es darauf ankommt, muss man einfach Disziplin beweisen. Oft kann ich in solchen Situationen nur weitermachen, indem ich mir schlicht vor Augen halte: Wenn es nicht mehr geht, dann muss es eben!

Die geplante einstündige Aufnahme dauerte dann schließlich drei Stunden, ehe ich nach deutscher Ortszeit um 13 Uhr schließlich in einen kurzen Schlaf sank.

Nachts um 4 Uhr, nach nur fünf Stunden Schlaf, war ich hellwach. Ich trank einen Liter Mineralwasser, zog meine Sportsachen an und war um 4.30 Uhr im herrlichen Fitnesscenter des Venetian Hotels. Das Venetian Hotel ist ein außergewöhnliches Hotel: erbaut im venezianischen Stil, mit einer künstlichen Shopping Arkade, künstlichen Kanälen, echten Gondeln aus Venedig, Gondoliere, die singen, einer künstlichen Rialto-Brücke etc. – eben »made in USA« (ich oute mich hiermit: Ich bin ein Fan vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten).

Nach dem Sport gönnte ich mir, ganz im Gegensatz zu meinen normalen Gewohnheiten (ich esse bis mittags 13 Uhr ausschließlich frisches Obst und trinke frisch gepresste Obstsäfte)

ein ausführliches American Breakfast mit allem, was dazugehört. Ich bin zwar Anhänger einer absolut gesunden Lebensweise, aber alles, was zu extrem ist, lehne ich ab. Und wenn ich schon in Amerika bin, möchte ich den »American Way of Life« auch auskosten.

Um 10 Uhr war Aufnahmetermin im Mirage Hotel. Es wurden mehrere Drehs mit mir und den dortigen Tigern durchgeführt. Solch ein Vorhaben musste natürlich lange vorher geplant und angemeldet werden, denn man kann nicht einfach im Mirage Hotel eben mal so ein paar Aufnahmen machen. Wir hatten deshalb einen der obersten Manager von Siegfried & Roy an unserer Seite, der alles perfekt für uns regelte. Faszinierend und meiner Eitelkeit schmeichelnd war, dass ich selbst in Las Vegas immer wieder von deutschen Touristen erkannt und angesprochen wurde. Um 16 Uhr traf ich mich mit Siegfried und Roy im Tonstudio. Sie hatten dort eine Aufnahme und ich wollte die Gelegenheit ergreifen, sowohl eine Video- als auch eine Audioaufnahme von ihnen zu machen. Ich beabsichtigte, mit ihnen ein ausführliches Interview zu führen über ihre Lebensgeschichte, ihre Philosophie, ihre Werte, ihre Erfolgsgeheimnisse. Denn ich plante ein spezielles Produkt: Ich wollte prominente und erfolgreiche Persönlichkeiten zu diesen Themen interviewen, um so vielen anderen Menschen Anregungen zu geben, wie sie selbst in ihrem ganz persönlichen Bereich an die Spitze gelangen können. Es war ein großes Erlebnis. Siegfried und Roy begrüßten mich anfangs freundlich, aber reserviert. Sie haben in der Vergangenheit wahrscheinlich zu viele negative Erfahrungen gemacht, um gleich jeden positiv aufzunehmen. Doch bereits nach wenigen Minuten war das Eis vollständig gebrochen und eine echte Freundschaft bahnte sich an. Siegfried & Roys Lebensgeschichte und ihre Einstellungen und Strategien deckten sich vollständig mit meinen. Wir entdeckten eine große Seelenverwandtschaft. Ihr wichtigstes Motto: »Glaube kann Berge versetzen«!

Abends war ich zur Show von Siegfried & Roy in den VIP-Bereich eingeladen. Ich kannte die Show von früher und

wusste, wie fantastisch sie ist. Aber sie ist in den letzten Jahren noch besser geworden. Direkt nach der Show traf ich Siegfried und Roy in ihrem persönlichen Backstage-Bereich. Überall hingen Fotos von Siegfried und Roy mit den zahlreichen Berühmtheiten dieser Welt. Praktisch kein Politiker, kein Künstler, kein Star, der nicht schon in ihrer Show war. Und der nicht stolz darauf wäre, mit Siegfried und Roy auf einem Bild verewigt zu werden. Und nun wurde mir diese Ehre zuteil. Wow, was für eine Entwicklung, was für eine Karriere hatte ich hingelegt! Ich war stolz auf mich, ohne zu bemerken, dass auch eine Menge Hochmut in mir schwang. Nun, in der klassischen griechischen Tragödie kommt ja bekanntermaßen nach der Hybris (Hochmut) die Tragödie (der Fall) ...

Auf dem Rückflug von Las Vegas dachte ich an diese positive Begegnung zurück, und ich freute mich auf das kommende Jahr, in dem mein größter Triumph auf mich wartete: der erfolgreiche Börsengang! Nicht ansatzweise ahnte ich die Tragödie, die ich erleben sollte.

Im November 2000 wurde der Beteiligungsvertrag, in dem die Fusion, aber auch die Beteiligung durch die VCs geregelt wurden, notariell besiegelt. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Börsenkurse weltweit seit Mai 2000 halbiert. Dadurch war INLINE am 23. November auch nicht mehr 250 Millionen Euro, sondern nur noch 100 bis 125 Millionen Euro wert. Aber immer noch eine unglaubliche Summe und ausreichend für den Börsengang. Schließlich wurde diskutiert, wann der Börsengang nun endgültig durchgeführt werden sollte. Ich plädierte dafür, ihn so früh wie möglich zu starten. Spätester Termin für mich war Ende März 2001. Doch alle Experten um mich herum, und auch die Anteilseigner und die VCs hielten dies für zu früh. Außerdem sagten sämtliche Analysten und Börsenexperten weltweit für das Jahr 2001 einen starken Anstieg der Aktienkurse voraus, vor allen Dingen zum Ende des Halbjahres 2001 sollten die Kurse deutlich höher stehen. Wieder einmal hörte ich nicht auf meine innere Stimme, auf meine Intuition und schloss mich den Meinungen der anderen

an. Aber auch wenn ich gewollt hätte, hätte ich mich nicht mehr durchsetzen können, schließlich war ich nicht mehr Alleinherrscher in meinen Unternehmen, wie früher einmal. Also wurde der Börsengang auf spätestens Ende Juni 2001 festgelegt. Ich feierte ein sehr schönes Weihnachtsfest im Kreise meiner Familie, spannte einige Tage aus, um Kraft zu finden für das neue Jahr mit seinem Höhepunkt Börsengang. Am Silvesterabend um Punkt Mitternacht stieß ich mit Kerstin mit einem Glas Champagner an, nahm sie in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr: »Dieses Jahr wird unser Jahr, dieses Jahr kommen wir endgültig an die Spitze.« Wir träumten von einem glanzvollen Börsengang und davon, dass ich dann wieder mehr Zeit haben würde. Bald würde es geschafft sein – doch das Unwetter hatte sich unmerklich bereits über uns zusammengebraut, ein Alptraum von für uns unvorstellbarem Ausmaß stand uns bevor ...

Der Anfang vom Ende

**Es gibt nur einen Ort mit 10 000 Menschen,
die keine Probleme haben: den Friedhof!**

NORMAN VINCENT PEALE

Januar und Februar 2001 waren geprägt von zahlreichen Bankterminen. Der Businessplan stand, alle Maßnahmen für den geplanten Börsengang waren getroffen und die Firma war so aufgestellt, um das stürmische Wachstum bis 2005 weiter vorantreiben zu können. Sie hatte mittlerweile zirka 150 Mitarbeiter, die sich auf fünf verschiedene Standorte verteilten. Natürlich ein Unding im Hinblick auf optimale Informations- und Kommunikationsflüsse. Deshalb hatten wir auch mehrere Millionen Euro aus dem Börsengang für ein neues Firmengebäude an einem einzigen Standort eingeplant. Von zehn Banken, die wir wegen des Börsengangs angingen, baten sechs sofort um einen Termin mit uns. Von diesen sechs Banken, bei denen wir dann das Konzept der INLINE AG vorstellten, waren fünf restlos begeistert und wollten uns unbedingt an die Börse begleiten. Die Börsenkurse waren allerdings entgegen den Prognosen aller in- und ausländischen Experten noch stärker abgerutscht. Der Börsenwert der INLINE AG betrug Mitte Februar immer noch etwa 80 bis 90 Millionen Euro. Zwischen dem 18. Februar und dem 20. März 2001 sank jedoch der durchschnittliche Börsenkurs unserer »Peer-Group« um 36 Prozent. (Eine Peer-Group ist eine Gruppe mit einzelnen Firmen, die bereits börsennotiert sind und die zur Ermittlung des Firmenwertes des zu analysie-

renden Unternehmens herangezogen werden. Die einzelnen Unternehmen sind dabei in einem gleichen oder ähnlichen Bereich tätig wie die zu bewertende Firma. In unserem Fall waren das fast ausschließlich amerikanische Unternehmen, teilweise reine E-Learning-Firmen, die bereits in den USA an der Nasdaq gelistet waren.) Unsere Peer-Group erlitt jedoch in diesen vier Wochen einen so massiven Einbruch, dass der Wert der INLINE AG mit 40 bis 50 Millionen Euro nun zu gering war, um sie noch an die Börse führen zu können.

Als die fünfte und letzte Bank uns mitteilte, dass wir den Börsengang so lange verschieben müssten, bis sich der NEMAX (Neuer Markt Index) wieder auf 3000 bis 3500 Punkte über einen längeren Zeitraum hinweg (sechs Monate) erholt hätte, hatte ich das Gefühl, mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen zu sein. Alles hatte ich riskiert, doch nun kam der geplante Börsengang vier bis sechs Wochen zu spät ...

Als feststand, dass der Börsengang 2001 auf keinen Fall stattfinden würde, führten wir natürlich sofort Gespräche mit den VCs, die bei uns investiert hatten. Für diese schien das Ganze kein sonderliches Problem zu sein, es würde einfach eine entsprechende Nachfinanzierung geben, und sobald die Börsen sich wieder drehten, würde der Börsengang durchgeführt. Allerdings war klar, dass wir das Expansionstempo der letzten Monate nun nicht mehr durchhalten konnten, stattdessen mussten wir einen Restrukturierungsprozess einleiten (massive Senkung der Kosten).

Mein Traum musste also verschoben werden, war aber noch nicht geplatzt. Mit einer entsprechenden neuen Finanzierung würde das Ganze doch noch funktionieren. Ich frage mich nun natürlich, ob ich mich mit dem Plan des Börsengangs damals nicht selbst überschätzt habe oder vielleicht einen Anflug von Größenwahn hatte. Ich hatte zwar in meinen Seminaren und Büchern immer darauf hingewiesen, dass erfolgreiche Menschen sich ein wenig selber überschätzen müssen, um erfolgreich zu sein. Aber was hatte ich damit eigentlich gemeint? Ausdrücken wollte ich, dass wir alle in einer Komfortzone, von

mir »Bequemlichkeitszone« genannt, leben. Innerhalb dieser Komfortzone befinden sich die »Dinge«, die wir schon kennen und die wir immer wieder auf die gleiche Weise tun. Das bringt Sicherheit. Denn wenn wir das, was wir schon immer gemacht haben, wieder tun, dann kennen wir bereits im Voraus das Ergebnis. Es mag nicht sonderlich überragend sein, aber immerhin können wir überleben.

**Ihr seht und sagt: Warum?
Aber ich träume und sage: Warum nicht?**

GEORGE BERNARD SHAW

Ich hatte so fest an diesen Börsengang geglaubt. Mit all meiner Kraft war ich mir sicher, diesen Börsengang schaffen zu können. Ich hatte alles riskiert – und dann alles verloren! Widerspricht dieses Ergebnis nicht den Erfolgsgesetzen, die ich bereits tausendfach propagiert habe? Als da sind:

1. Das Gesetz des Glaubens: Wenn du nur fest genug glaubst, wird »es« sich erfüllen!
2. Das Gesetz der Zielsetzung: Wer sich Ziele setzt und diese fest genug in seinem Unterbewusstsein programmiert, wird sie auch erreichen!

Nun, auf den ersten Blick scheinen diese Erfolgsgesetze in der Realität des Lebens also doch nicht so einfach zu funktionieren. Bei genauerer Betrachtung jedoch gibt es natürlich Gründe dafür, warum ich mein Ziel, den Börsengang, trotz konkreter Zielsetzung und festen Glaubens nicht erreichte. Die Gründe dafür, warum wir uns manchmal Ziele setzen und diese dann trotz aller Zuversicht nicht erreichen, sind:

1. Die Ziele entsprechen nicht unseren Talenten, unseren Begabungen.

2. Sie entsprechen nicht unseren Aufgaben, unserem »Plan«, der für uns vorgesehen ist.
3. Das Scheitern ist notwendig, damit wir weiter wachsen können.
4. Was kann man daraus lernen?

Wie war das bei mir?

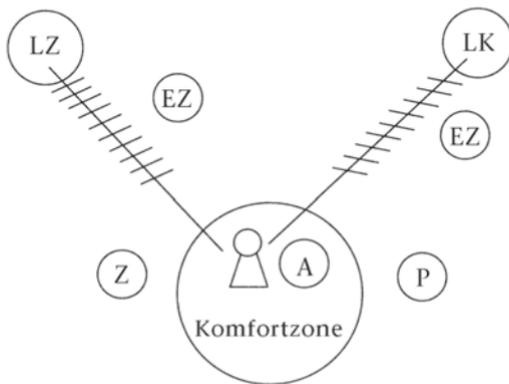
Zu Punkt 1: *Das Ziel entspricht nicht unseren Talenten und Begabungen.* Nun, dies war sicherlich bei mir der Fall. Ich weiß, dass ich ein Unternehmen erfolgreich leiten und auf der Bühne Menschen begeistern kann. Als Vorstandsvorsitzender einer AG, die an die Börse geht, treten jedoch zahlreiche andere Tätigkeiten in den Vordergrund: ständige Gespräche und Termine mit Bankern und Analysten, Investoren, Rechtsanwälten, Notaren, Wirtschaftsprüfern, Steuerberatern, Aufsichtsräten, Vorständen, VCs, etc. Zugegebenermaßen machte mir meine Arbeit zunehmend weniger Spaß. Glücklicher und innerlich zufriedener war ich eigentlich nur, wenn ich auf der Bühne stand. An den Tagen, wo es terminlich um die AG ging, fühlte ich mich energielos, kraftlos und ohne Freude.

Zu Punkt 2: *Das Ziel entspricht nicht meiner Aufgabe.* Die INLINE AG wäre mithilfe des Börsengangs zu einem kleinen »Konzern« im Bereich der Weiterbildung geworden. Die INLINE AG hätte verschiedene Geschäftsfelder bearbeitet, zum Beispiel Live-Learning, E-Learning, Lizenznehmerschaften, Erfolgs- und Motivationsclubs und so fort. Doch meine *eigentliche* Aufgabe lautete immer: »*Ich möchte möglichst vielen Menschen dabei helfen, ihr Leben noch erfolgreicher und glücklicher zu führen.*« Hätte der Börsengang geklappt, hätte ich mich wahrscheinlich von dieser Aufgabe entfernt, weil ich mehr Zeit mit den »Geld-Haien« hätte verbringen müssen.

Zu Punkt 3: *Manchmal ist das Scheitern notwendig, weil es uns zu innerem Wachstum anregt.* Dies kann ich noch nicht abschlie-

ßend beurteilen; die Ereignisse sind noch zu frisch, es ist noch nicht genügend Zeit vergangen. Dennoch glaube ich fest daran, denn zwischen dem 21. und 23. Lebensjahr hatte ich ebenfalls eine große Krise zu bestehen. Mit einem größeren Abstand stellte ich anschließend fest, dass diese Zeit, so hart sie für mich auch seinerzeit war, in der ich sogar daran dachte, meinem Leben ein Ende zu setzen, der Grundstein für meine spätere Karriere war. Ich wurde dadurch gezwungen zu wachsen, aus meiner Komfortzone herauszugehen.

Stelle dir deine Komfortzone als einen Kreis um dich selbst herum vor, in etwa so:



In der Skizze kannst du erkennen, was ich meine: Der Mensch hat um sich herum eine Komfortzone geschaffen. Ziele (= Z) liegen immer außerhalb der Komfortzone, denn wenn sie innerhalb liegen würden, wären sie Teil unseres Lebens, demnach würden wir das Vorhaben nicht mehr als Ziel bezeichnen. Um unsere Ziele zu erreichen, müssen wir die Komfortzone verlassen. Dieses Verlassen der Komfortzone bedeutet automatisch geistiges Wachstum. Auf der rechten Seite siehst du die Probleme (= P). Probleme liegen ebenfalls immer außerhalb der Komfortzone. Wenn Probleme innerhalb der Komfortzone liegen, dann nennen wir sie Aufgaben (= A). Ein Beispiel: Vielleicht hast du Kinder? Nehmen wir an, dein Kind kommt wei-

nend auf dich zu, schluchzt und hat ein großes Problem. Du hörst es dir an, musst innerlich lächeln, was du dem Kind natürlich nicht zeigst, denn für dich ist das Ganze gar kein Problem, sondern du kennst bereits die Lösung. Für dich ist das große Problem des Kindes also nur eine Aufgabe. Du gibst dem Kind einen Rat, das Weinen verstummt und es ist wieder fröhlich. Für dich ist es nur eine Aufgabe, weil du vor vielen Jahren vielleicht selber einmal dieses Problem hattest und eine Lösung dafür finden musstest. In dem Moment, wo du eine Lösung gefunden hast, ist das Problem, wenn es wieder auftaucht, immer nur eine Aufgabe für dich. Um jedoch ein Problem zu lösen, musst du deine Komfortzone verlassen.

Lebensziele (= LZ) und Lebenskrisen (= LK) liegen ebenfalls außerhalb unserer Komfortzone, jedoch unendlich weit entfernt. Und gerade weil diese Lebensziele und Lebenskrisen so entfernt liegen, erscheint es den meisten Menschen unmöglich, diese zu erreichen bzw. zu lösen. Viele Menschen kapitulieren deshalb, das heißt, sie stecken sich keine hohen Ziele mehr bzw., wenn eine Lebenskrise eintritt, verlieren sie jede Hoffnung, weil sie sich nicht vorstellen können, diese Krisen zu meistern, und geben auf.

Wenn du dir jedoch einen Plan machst, um ein Lebensziel zu erreichen oder eine große Krise zu lösen, und dabei kleine Etappenziele formulierst, dann ergibt sich plötzlich eine vollkommen neue Sichtweise: Denn Etappenziele (= EZ) sind gar nicht mehr so weit von der bestehenden Komfortzone entfernt und ängstigen uns deshalb auch nicht sonderlich. Vielleicht hilft dir folgendes Beispiel: Wenn ich die Teilnehmer in meinen Seminaren darum bitte, die Hand zu heben, wenn sie sich in der Lage fühlen, gemeinsam mit mir 2000 Kilometer zu Fuß nach Moskau zu laufen, sind es immer nur einige wenige Hände, die nach oben gehen. Wenn ich den Teilnehmern jedoch sage, dass wir uns 100 Tage Zeit dafür lassen, also jeden Tag nur gemütliche 20 Kilometer laufen, uns dabei unterhalten, häufig einkehren etc., dann schnellen fast alle Hände empor. Du siehst, es ist oft nur eine Frage der richtigen Sichtweise.

Zu Punkt 4: *Ja, was können wir daraus lernen?* Ich hatte meine Unternehmensberatung »Inline« seinerzeit gegründet, mit der Absicht, möglichst vielen anderen Unternehmern mit meinem Wissen zu helfen, ihr Unternehmen erfolgreicher führen zu können.

Auch später, als ich als Trainer auf die Bühne ging, Bücher schrieb etc., stand dahinter immer der höhere Sinn, möglichst viele Menschen mit dem gleichen Wissen zu versorgen, das mein Leben positiv verändert hatte.

Meine Lebensaufgabe sah ich darin, möglichst vielen Menschen zu helfen, erfolgreicher und glücklicher leben zu können. Doch hatte ich, im Rückblick, diese Aufgabe während der Zeit des Börsengangs verloren. Während in all den Jahren bis 1999 immer die Menschen im Mittelpunkt meines Denkens und Handelns als Unternehmer und Trainer standen, verschob sich die Wertigkeit nunmehr hin zum Thema Geld – und zur Befriedigung des eigenen Egos.

Ja, mein Ego sonnte sich ja regelrecht darin, überall hofiert zu werden, hunderttausende von Menschen in meinen Seminaren sitzen zu haben, in praktisch jeder Talkshow und Fernsehsendung auftreten zu können, usw. Und so arbeitete ich nicht mehr für die Menschen – sondern für mich selbst, Ich war meiner eigenen Lebensaufgabe regelrecht »untreu« geworden – witzigerweise wurde ich später auch wegen dieses Punktes verurteilt, obwohl ich mir dabei keiner Schuld bewusst war, aber dazu später noch mehr ...

**Was immer du tun kannst oder träumst, es zu können.
Fang damit an! Mut hat Genie,
Kraft und Zauber in sich!**

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Montag, 9. April 2001 Am Vorabend war ich mit dem Flieger von einem zweitägigen Seminar in Salzburg direkt nach Berlin

geflogen und vom ZDF im wunderschönen Four-Seasons-Hotel einquartiert worden. Tagsüber bummelte ich gemütlich durch Berlin, hatte mir am Potsdamer Platz eine Imax-Vorstellung angesehen und mir dann in aller Ruhe einen herrlichen Eisbecher beim Italiener in der Einkaufsarkade gegönnt. Ich genoss an diesem Tag einmal das Gefühl, mit praktisch niemandem reden zu müssen und einmal vollkommen mit mir und meinen Gedanken allein sein zu können. Nachmittags wurde ich dann von einem ZDF-Fahrer abgeholt und zum nagelneuen ZDF-Studio »Unter den Linden« gefahren. Dort warteten bereits die anderen Gäste, um bei einer Aufzeichnung zu einer ZDF-Talkshow »Berlin Mitte« mit Maybritt Illner dabei zu sein. Weitere Gäste neben mir waren unter anderem der frühere Immobilienkönig Jürgen Schneider, der Politiker Lothar de Maizière und der Modeschöpfer Wolfgang Joop. Vom ersten Moment an fand ich Wolfgang Joop faszinierend und sympathisch. Irgendwie hatte ich bei ihm eine Art Seelenverwandtschaft entdeckt. Ihm erging es wohl genauso, denn in der Sendung waren wir in vielen Dingen einer Meinung. Leider musste ich unmittelbar nach der Sendung zurückfliegen, sodass ich keine Gelegenheit mehr hatte, mich näher mit ihm zu unterhalten.

Einige Wochen später haben wir das dann nachgeholt. Wir trafen uns zusammen mit einigen seiner Freunde und Mitarbeiter sowie seiner nicht nur äußerst begabten, sondern auch überaus sympathischen Tochter Jette an einem herrlichen Sommerabend in einem Potsdamer Restaurant. Wolfgang Joop ist wirklich eine faszinierende Persönlichkeit mit unglaublich vielen Facetten, Talenten und Begabungen. Auch er hatte eine bittere Erfahrung hinter sich. Vom Anfang seiner Karriere an verfolgte er einfach nur seine Aufgabe, nämlich Mode zu designen. Er baute zusammen mit seinem Partner die Modefirma »Joop!« auf. Im Laufe der Zeit wurde die Firma immer erfolgreicher und so wurde Wolfgang immer mehr mit Managementthemen konfrontiert. Schließlich ging seine Partnerschaft aufgrund unterschiedlicher Auffassungen in die Brü-

che und die Modefirma wurde an den Mischkonzert »Wünsche AG« verkauft.

Wolfgang behielt nur noch fünf Prozent Anteile, die er jedoch, als wir uns trafen, bereits verkauft hatte. Wolfgang Joop darf nicht einmal mehr seinen Namen für ein Mode-Label verwenden. Er hat zwar große materielle Mittel – aber sein »Werk« verloren ...

Die nächsten Wochen waren geprägt von diversen Gesprächen mit den vorhandenen Venture Capitalists, die davon überzeugt waren, dass wir eine weitere Finanzierungsrunde würden durchführen können, um danach einfach einen neuen Anlauf hinsichtlich des Börsengangs nehmen zu können. Ich selber aber hatte bereits ein sehr ungutes Gefühl im Bauch, das von Tag zu Tag stärker wurde.

Mittwoch, den 24. April Eine Weltpremiere im Seminarbereich: Die Kraft des Tigers! 25 ausgewählte Seminarteilnehmer sowie Prominente hatten die Gelegenheit, am zweiten Seminartag in einem Freilauf-Tigergehege in der Nähe von Bratislava direkten Kontakt mit echten Sibirischen Königstigern zu haben, ohne Zaun, ohne Käfig. Es war sehr beeindruckend, diese Kraftpakete so hautnah zu erleben. Endlich war es so weit: Die ersten Teilnehmer durften gemeinsam mit mir in das Tigergehege. Dort warteten schon die bis zu 430 Kilo schweren Tiere auf uns. Sicherlich wird jeder zugeben, dass ihm in diesem Moment das Herz in die Hose rutschte. Jeder war »bewaffnet« mit einer Dose Sprühsahne, denn die Tiger lieben Sahne über alles. Die Teilnehmer sprühten sich immer wieder Sahne auf ihre Handflächen und ließen sie von den Tigern abschlecken. Die Zunge eines Tigers fühlt sich ähnlich an wie grobes Schmirgelpapier. Währenddessen konnten wir die Tiger kraulen, streicheln, sie ließen sich alles gefallen. Ein unglaubliches Erlebnis.

Gegen Ende des Seminars kam einer der Betreuer auf mich zu und fragte, ob ich einmal einen der Tiger reiten wolle. Ich schluckte und wusste nicht recht, was ich antworten sollte. Ein zirka ein Meter hoher, zwei Meter langer und 430 Kilo schwe-

rer Tiger mit mehreren Zentimeter langen Reißzähnen kann einem schon Respekt einflößen ... Doch ich überwand meine Komfortzone (die anwesenden Presseleute, die mich erwartungsvoll anschauten, motivierten mich hier sicherlich ein wenig ...) und bestieg den größten Tiger. Mein Herz rutschte dabei nicht nur in die Hose, sondern vielleicht hatte ich dieselbe in diesem Moment sogar voll ... Ich ritt aber schließlich auf dem Tiger durch das Gelände und wurde von den Fotografen und Kameraleuten aufgenommen. Ich gebe es jedoch ehrlich zu: Richtig wohl fühlte ich mich erst, als ich wieder auf sicherem Boden stand. Denn was denkt ein Tiger sich wohl dabei, wenn so ein »frecher Hund« plötzlich auf seinem Rücken sitzt?

Im Mai jagten Seminarauftitte und Termine mit den Venture Capitalists einander. Unsere alten VCs hatten mittlerweile einem Wirtschaftsprüfer den Auftrag gegeben, die INLINE AG zu checken, um festzustellen, welche Finanzmittel zusätzlich bereitgestellt werden müssten, um das Unternehmen seriös durchzufinanzieren. Leider hatten sich das Börsenklima und die Wirtschaftslage inzwischen dermaßen verschlechtert, dass es seit Anfang April 2000 praktisch überhaupt keine Börsengänge mehr gab. Die Kurse sackten immer weiter ab und ein Ende war noch nicht abzusehen. Unsere VCs hatten jetzt nicht nur ein Problem mit der INLINE AG, die zusätzlichen Finanzbedarf hatte, sondern Dutzende ihrer anderen Firmen waren in der gleichen Lage wie wir. Ich nehme an, dass die für alle Beteiligten neue Situation auch die Fähigkeiten der VCs überforderte. Die richtige Entscheidung wäre gewesen, sich auf das vielversprechende Drittel der Firmen zu konzentrieren, in die sie investiert hatten, und diese mit ausreichend Kapital auszustatten. Auf diese Weise wäre der Börsengang zu einem späteren Zeitpunkt, wenn der Markt sich erholt hätte, doch noch möglich gewesen. Doch in dieser Situation reagierten die VCs nach dem Gießkannenprinzip: Sie wollten jedem Unternehmen helfen und jedes Engagement retten, was sich letztendlich fatal auswirkte.

**Es ist nicht schlimm, ein Ziel nicht zu erreichen,
viel schlimmer ist es, kein Ziel zu haben.**

VICTOR FRANKL

Der Wirtschaftsprüfer ermittelte schließlich einen Gesamtfinanzbedarf von etwa 2,5 Millionen Euro. Darin enthalten waren jedoch auch alle Risiken, die sich aus sämtlichen Rechtsstreitigkeiten, Restrukturierungskosten (Abfindungen) etc. hätten ergeben können. Es war mir bald klar, dass dieses Volumen derzeit schwer finanzierbar war, deshalb schlug ich bei der Hauptversammlung am 3. Juli 2001 vor, einen Restrukturierungsprozess einzuleiten, mit dem Ziel, bis spätestens 1. Januar 2002 wieder profitabel zu arbeiten. Mir wurde die Sache mittlerweile einfach zu »heiß«, das heißt, ich war mir nicht mehr sicher, ob der Börsengang im ersten oder zweiten Quartal 2002 überhaupt durchführbar sei, da die Kurse an den Neuen Märkten weltweit immer mehr abstürzten. Der Antrag wurde angenommen. Ich hatte einen Turnaround-Spezialisten gefunden: Eberhard Wagemann. Am 5. Juli 2001 um 9.30 Uhr traf sich die Führungscrew zusammen mit Eberhard Wagemann zum ersten Turnaround-Workshop. Eingefunden hatten sich alle vier Vorstände sowie die fünf Führungskräfte der zweiten Ebene. An diesem Tag wurde auch ein neues Ritual bei uns eingeführt: Es gab nur Wasser (ohne Kohlensäure), Obst, trockenes Vollkornbrot und für jeden ein paar Stückchen Schokolade (für die Nerven ...). Auf alles andere verzichteten wir bewusst. Es sollte das Symbol dafür sein, dass wir den Turnaround-Prozess schnellstens durchführen und wir uns erst dann einen Belag aufs Brot gönnen, wenn wir es geschafft haben. Zu Beginn des Workshops hielt Eberhard Wagemann einen einführenden Vortrag. Herr Wagemann hatte sich unter anderem einen Namen gemacht als Sanierer der Ostdeutschen Glashütte – Das Original – Uhrenfabriken, des DEFA-Filmstocks sowie des Berliner Fernsehturmes »Alex«. Er stellte schnell klar, dass ein Restrukturierungsprozess sehr schmerzhaft und

nur mit vielen Opfern möglich sei. Er teilte uns mit, dass wir keine Zeit hätten und deshalb in kürzester Zeit positive Ergebnisse sichtbar werden müssten. Das Unternehmen müsste wieder aus eigener Kraft profitabel arbeiten, und zwar schnellstens. Anschließend ergriff ich das Wort und hielt ebenfalls eine kurze Einführungsrede. Ich stellte klar, dass ich zu allen Opfern bereit wäre und die Verantwortung für das Unternehmen übernehme. Ich erklärte, dass ich selbst dann bereitstünde, wenn mir keine der anderen Führungskräfte folgen sollte.

Der erste Workshop dauerte bis 3 Uhr in der Frühe, fast 18 Stunden ohne jede Unterbrechung. Am Ende hatten sich einige gravierende Veränderungen ergeben:

1. Von ehemals neun Führungskräften blieben schließlich noch fünf übrig.
2. Alle Geschäftsfelder wurden einer Prüfung unterzogen:
 - Welches sind die ursprünglichen Kernkompetenzen des Unternehmens?
 - Wo liegen die höchsten Deckungsbeiträge?
 - Was sind die bekanntesten Marken des Unternehmens?

**Nicht die Konzentration auf die Schwächen,
sondern die Konzentration auf die Stärken
sind für den Erfolg entscheidend.**

Aufgrund der Antworten, die wir auf diese Fragen erhielten, beschlossen wir, uns auf zwei Kernbereiche zu konzentrieren: E-Learning und Live-Learning. Alle anderen Bereiche sollten geschlossen oder verkauft werden.

Konkret bedeutete dies:

- Die verbliebenen Führungskräfte stundeten sechs Monate 25 Prozent ihres Gehaltes, auch als Symbol für das gesamte Unternehmen.

- Das Unternehmen, das in Spitzenzeiten einmal 150 Mitarbeiter beschäftigte, sollte sich auf 60 bis 70 Mitarbeiter verkleinern. (Später wurden es dann 26).
- Ein radikales Kostensenkungsprogramm wurde beschlossen. In jedem Bereich galt es die Frage zu beantworten: Gibt es preisgünstigere und vielleicht sogar noch bessere Alternativen?

Die ersten Workshops, die wir durchführten, ergaben letztendlich zwei Hauptstrategien:

1. Hauptstrategie: Zurück zu den Ursprüngen

Die INLINE AG war gestartet als Weiterbildungsunternehmen mit der Hauptmarke Jürgen Höller. Aufgrund des geplanten Börsenganges meinten viele Experten und Analysten, dass es schlecht sei, wenn das Unternehmen allzu stark auf den Namen und die Person Jürgen Höller fokussiert sei. Deshalb wurde in diverse Geschäftsbereiche diversifiziert, die kurz-, teilweise sogar mittelfristig Verluste erwirtschafteten und erst mittel- und langfristig lukrative Gewinne versprachen. Nun ich war also meiner eigenen Strategie, dem Gesetz der Konzentration, zum zweiten Mal in meinem Leben untreu geworden.

Ein wichtiges Ergebnis war es deshalb, das Unternehmen wieder stärker auf den Kern, also auf die Marke Jürgen Höller, zurückzuführen.

2. Hauptstrategie: Anders als gewohnt!

**Ob es besser wird, wenn wir es anders machen,
weiß ich nicht.**

**Dass es aber anders werden muss,
wenn wir es besser machen wollen,
steht außer Frage!**

Wenn man Schwierigkeiten und Probleme hat oder sich sogar in einer ausgewachsenen Krise befindet, nutzt es nichts, so weiterzumachen wie bisher. Die Dakota-Indianer haben hier ein sehr gutes Sprichwort: *Wenn das Pferd tot ist – steig ab!*

Wer mit Problemen oder Krisen in seinem Leben konfrontiert ist, dem muss bewusst sein, dass seine alten Handlungsweisen dafür gesorgt haben. Je größer die Krisen sind, die du bewältigen musst, desto radikaler musst du deine alten Strategien verändern. Begehe nicht den Fehler, dein Verhalten »ein bisschen« zu verändern. Merke dir folgenden Grundsatz: *Je größer die Probleme, desto radikaler die Veränderung der bisherigen Strategie!*

In meinen Seminaren schildere ich oft das von mir erfundene und so genannte »Käsekuchen-Prinzip«. Jemand backt einen Käsekuchen. Beim nachmittäglichen Familienkaffee nehmen alle sich ein Stück Kuchen und schieben den ersten Bissen in den Mund. Sie kauen und verziehen angewidert das Gesicht: Der Käsekuchen schmeckt miserabel! Vier Wochen später nimmt der Kuchenbäcker einen neuen Anlauf: Wieder backt er einen Käsekuchen, wieder nach dem gleichen Rezept – und ist höchst überrascht, dass er den Gästen immer noch miserabel schmeckt. Es gibt Menschen, die ihr Leben lang stets den gleichen Käsekuchen, nach stets dem gleichen Rezept, backen und sich darüber wundern, dass er sch ... schmeckt.

Im wirklichen Leben würde uns so etwas natürlich nie einfallen: Wenn ein Käsekuchen, den wir gebacken haben, nicht schmeckt, dann verändern wir halt einfach das Rezept. Wenn es sein muss, so lange, bis wir eine Mischung gefunden haben, die ein akzeptables Ergebnis zeitigt. Aber wenn es um Wichtigeres in unserem Leben geht als Käsekuchenbacken, dann verhalten wir uns oft gegenteilig: Wir halten verzweifelt an unserer alten Strategie fest, anstatt sie zu verändern und damit die Möglichkeit für ein neues, besseres Ergebnis zu schaffen. Ich kann dir natürlich nicht garantieren, dass das Ergebnis positiv ausfällt, wenn du deine alte Strategie veränderst. Ich kann dir nur versichern, dass du ein neues Ergebnis erhältst, wenn du

eine neue Strategie versuchst. Und wenn du nach dem ersten Strategiewechsel ein negatives Resultat erzielst, dann gib nicht auf, sondern verändere deine Strategie so lange, bis du schließlich das Ergebnis erzielst, das du dir vorstellst!

Eine der besten Möglichkeiten, um eine erfolgreiche neue Strategie zu entwickeln, nennen die Amerikaner »Modelling of Excellence«. Diese Strategie besagt, dass es leichter ist, von jemandem zu lernen, der bereits in einer gleichen oder ähnlichen Situation war und diese erfolgreich bewältigte. Aus diesem Grund hatte ich auch Eberhard Wagemann als Begleiter für den Turnaround-Prozess vorgeschlagen. Jemand, der nachweislich einige Firmen erfolgreich saniert hat, von dem konnten wir lernen. Modelling of Excellence ist aber nicht nur anwendbar in Phasen der Krisenbewältigung, sondern auch, um Ziele schneller zu erreichen.

**Dumme Menschen lernen auf eigene Kosten.
Kluge Menschen auf Kosten anderer.**

NIKOLAUS B. ENKELMANN

Der Absturz

Dienstag, 11. September 2001 Nachdem ich kurz im Büro war, packte ich meine Sachen zusammen, denn um 16 Uhr wollte mich Axel abholen, um mit mir zu einem Vier-Tages-Intensivseminar nach Österreich zu fahren. Um etwa 15.30 Uhr klingelte es. Axel erzählte mir irgendetwas von: »Flugzeuge in New York ..., Wolkenkratzer, alles zusammengebrochen ..., schaut aus wie nach Atomkrieg ..., Terroristenverdacht, unfassbar ..., unglaublich ...« Zunächst wusste ich überhaupt nicht, was er meinte, verstand aber aus seinen Worten zumindest so viel, dass wohl irgendein Flugzeug in New York in einen Wolkenkratzer gerast sei. Mich packte blankes Entsetzen: Jetzt war es also passiert, dass ein Flugzeug beim Absturz nicht irgendwo im Wasser oder auf einem freien Feld, sondern mitten in der Großstadt aufschlug. Ich hatte sofort schlimmste Bilder der Verwüstung vor Augen und schaltete den Fernseher ein. Als Erstes sah ich die zweite Passagiermaschine in den zweiten Turm des World Trade Centers rasen und dort explodieren. Entsetzt, fassungslos und sprachlos saß ich vor dem Fernseher. Als ich nach einigen Minuten die Lage annähernd erfasst hatte, rief ich nach Kerstin, die sich irgendwo in unserem Haus befand. Gemeinsam saßen wir wie gebannt vor dem Bildschirm und erst nach anderthalb Stunden war ich so weit, dass wir nach Österreich fahren konnten. Während der Autofahrt lief permanent der Nachrichtensender, denn wir wollten natürlich die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses erfahren. Jeder Leser wird sich wahrscheinlich daran erinnern können, welche Gefühle er selbst hatte, als er von diesem barbarischen Terroristenakt erfuhr.

Montag, 17. September 2001 Am Sonntag hatte ich versucht, mich ein wenig zu erholen. Die schrecklichen Ereignisse in New York sorgten jedoch dafür, dass ich voller Unruhe den Tag verbrachte. Vielleicht beruhte das nicht nur auf den Ereignissen in New York, wiederum hatte ich eine Vorahnung, ein bestimmtes Gefühl im Bauch. Meine innere Stimme sagte mir, dass ein weiteres Unglück folgen würde, eines, das mich persönlich betraf. Am Montag des 17. September, gegen 10 Uhr traf die Hiobsbotschaft ein. Das Telefon klingelte, ich hob ab.

»Guten Tag, Jürgen Höller«, meldete ich mich. »Guten Tag, Herr Höller, hier spricht xy von der ABC Venture Capital (aufgrund einer Verschwiegenheitserklärung, die ich unterschrieben hatte, darf ich den Namen nicht nennen). Herr Höller, ich habe leider eine schlechte Nachricht für Sie: Aufgrund der Ereignisse vom 11. September in New York ist vollkommen unklar, wie sich in den nächsten Wochen und Monaten die Börsen und die Weltwirtschaft entwickeln werden. Demzufolge ist absolut nicht abzusehen, ob überhaupt und, wenn ja, wann es zu einem Börsengang der INLINE AG kommen könnte. Aus diesen Gründen müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass wir die Verhandlungen über die geplante Finanzierungsrunde der INLINE AG erst einmal aussetzen müssen.« Vielleicht kennst du das Gefühl, das ich nun empfand, aus deinem eigenen Leben. Der persönliche »Super-GAU«, also der größte anzunehmende Unfall, war eingetreten: Die schon sicher geglaubte Finanzierung war geplatzt!

Zwar war der Turnaround-Prozess erst Anfang Juli gestartet worden, aber Mitte September sah es bereits so aus, dass die INLINE AG sehr bald in die Gewinnzone zurückkehren würde (wie es ja bis 1999 immer der Fall war). Doch seitdem der geplante Börsengang im April verschoben wurde, war bis zu diesem Tag ein Liquiditätsbedarf entstanden, der aus dem operativen Cashflow heraus unmöglich gedeckt werden konnte. Denn auch wenn die Maßnahmen des Restrukturierungsprozesses schnell umgesetzt worden waren, benötigt ein solcher Prozess seine Zeit. Gerade wenn Kosten durch Abbau von Ar-

beitsplätzen gesenkt werden, gibt es verschiedene gesetzliche Regeln zu beachten (beispielsweise die Einhaltung der Kündigungsfristen). Mir war in diesem Moment schlagartig klar, dass die Krise, in der ich mich bis dato befand, nur ein »laues Lüftchen« gegenüber dem war, was nun beginnen würde. Ich war urplötzlich in eine extreme Existenzkrise gerutscht, nicht nur, was die INLINE AG betraf, sondern auch privat. Ich wusste, dass ich nun blitzschnell handeln musste, um da wieder herauszukommen, aber ich wusste absolut nicht, wie. Wo sollte ich jetzt innerhalb kürzester Zeit eine Millionenfinanzierung herbekommen? Wochenlang hatte ich mit vielen Investoren verhandelt, dann schließlich sogar ein Investoren-Konsortium gefunden – und nun war plötzlich unsere Existenz massivst bedroht. Der Anschlag auf das World Trade Center hatte somit weitaus verheerendere Auswirkungen auf die Bevölkerung weltweit als zunächst angenommen. Denn in der Folge stand nicht nur unser Unternehmen vor dem Aus. Viele weitere Firmen gerieten in die Krise. Die großen Fragen lauteten damals: Wie wird sich die Weltwirtschaft entwickeln, wie die Börsen? In den darauf folgenden Tagen kontaktierte ich zahlreiche potenzielle Investoren – leider ohne Erfolg! Alle hatten nun erst einmal »die Hosen voll« und warteten vorsichtig ab, was sich tun würde. Keiner war mehr bereit, Risikokapital zu investieren. Mit den meisten Lieferanten hatten wir schon vor Wochen gesprochen, verhandelt und eine Schonfrist erhalten. Doch nunmehr riefen viele voller Panik an und fragten, wie es denn mit den Zahlungen aussehe. Hatte unsere Finanzierung geklappt, wann würden sie ihr Geld bekommen?

Unsere Lage wurde immer dramatischer, immer auswegloser. Seit der Nachricht am 17. September konnte ich keine Nacht mehr richtig durchschlafen. In der Regel sah es so aus, dass ich zwei, drei Gläser Wein trank und dann um 24 Uhr schließlich in den Schlaf sank. Anschließend schlief ich zwei, drei, wenn es eine »gute« Nacht war, vielleicht auch mal vier Stunden. Dieser Schlaf war jedoch keine Erholung, sondern eher eine ununterbrochene Abfolge von schlechten Träumen.

Ich wachte immer wieder schweißgebadet auf und musste manchmal zweimal pro Nacht meinen Pyjama wechseln, der vollkommen durchnässt war.

Bei jedem Gespräch, das ich führte, spürte ich die Zurückhaltung der Investoren. Zurückhaltung nicht etwa gegenüber unserem Unternehmen, unserem Geschäftsfeld oder meiner Person, sondern einfach Unsicherheit wegen des gesamten Marktes. Immer verzweifelter und bedrohlicher wurde nun unsere Lage. Meine Probleme kreisen in meinem Kopf, meine Gedanken rasten immer schneller und schneller. Wie sollte ich aus dieser ausweglosen Lage nochmals herauskommen?

In dieser Zeit erschienen die ersten Artikel in der Presse über die kritische Situation der INLINE AG. Es war sowieso ein Wunder, dass die Presse bisher noch nicht negativ berichtet hatte. Während jedoch die meisten Presseveröffentlichungen relativ sachlich und nüchtern waren, plagten mich insbesondere meine Heimatzeitungen, das »Schweinfurter Tagblatt« und die unterfränkische »Mainpost« (die beide zusammengehören). »Der Adler im Sturzflug«, lautete eine der Überschriften und in schlimmster Art und Weise war nunmehr alles schlecht, was Jahre zuvor gut gewesen war. Über viele Jahre hinweg waren die Journalisten froh gewesen, mit mir Interviews führen zu können, hatten enthusiastisch über den prominentesten »lebenden Sohn« der Stadt berichtet – und jetzt verdammten sie mich, vor allem die Redakteure Starost und Helferich, in Grund und Boden. Es schien ihnen eine geradezu teuflische Freude zu bereiten, auf mich einzuprügeln. Als der erste seitenlange Artikel im »Schweinfurter Tagblatt« erschienen war, kam mein fünfjähriger Sohn Alexander zwei Tage später weinend aus dem Kindergarten nach Hause. Daraufhin fragte ich ihn, was los sei. »Gar nichts«, antwortete er. »Natürlich ist irgendetwas, Alexander, ich sehe doch, dass du weinst. Komm, sag es deinem Papa.« Ich nahm ihn auf den Schoß und wiegte ihn. Er wollte absolut nicht mit der Sprache rausrücken, aber ich ließ nicht locker. »Die anderen Kinder im Kindergarten waren heute ganz gemein und hässlich zu mir. Sie haben mich den

ganzen Tag gehänselt und mir gesagt, dass mein Papa ein Versager und pleite ist. Sie haben gesagt, wir müssen bald aus unserem Haus ausziehen. Stimmt das, Papa?«, schluchzte er. Es zeriss mir das Herz.

Wer den Erfolg sucht, muss auch den Neid akzeptieren. Wer anerkannt wird, muss auch akzeptieren, dass man auf ihn einprügelt. All dies konnte und kann ich aushalten. Doch als jetzt der kleine Alexander, der für die ganze Misere nichts konnte, weinend auf meinem Schoß saß, gab mir das einen unendlich tiefen Stich ins Herz. Und ich konnte nur mit größter Mühe das Weinen unterdrücken. »Glaube nicht, was die Kinder zu dir sagen. Dein Papa ist kein Versager, aber es stimmt, wir haben zurzeit große Probleme«, erklärte ich ihm offen und ehrlich. »Das Haus müssen wir noch nicht verkaufen, aber auch wenn wir es vielleicht einmal verkaufen müssen, das ändert doch nichts daran, dass wir uns lieb haben und auch woanders Spaß haben können, oder was meinst du?«, fragte ich ihn. Ich machte noch ein bisschen Schabernack mit ihm, er lachte und hatte bald alles vergessen. Wenn ich damals geahnt hätte, welche furchtbaren Schmerzen noch auf Alexander warten, weiß ich nicht, ob ich ihn hätte trösten können. Anschließend ging ich mit Gino, unserem Pyrenäen-Schäferhund, zum Joggen und lief eine Stunde durch den Wald. Die Gedanken wirbelten durch meinen Kopf und irgendwann brach es aus mir heraus: Ich blieb stehen und weinte hemmungslos. All diese angestaute Anspannung brach in einem Sturm der Verzweiflung aus mir heraus. Zuerst stützte ich mich mit beiden Händen auf die Oberschenkel, so heftig wurde ich von einem Heulkampf geschüttelt. Schließlich konnte ich mich nicht mehr auf den Beinen halten. Ich sank zu Boden, auf die Knie, blickte nach oben und rief verzweifelt: »Warum, lieber Gott, warum machst du das mit mir? Was habe ich verbochen, dass du mich so strafst? Warum schickst du solch eine Strafe über mich, meine Familie, mein ganzes Unternehmen?« Ich machte dem lieben Gott schlimmste Vorwürfe und blieb minutenlang so hocken. Ich weiß nicht, ob du schon einmal etliche Minuten von einem

Heulkrampf geschüttelt wurdest und was du dabei für Empfindungen hattest. Mein Kopf wurde plötzlich ganz leer. Irgendwann stand ich auf und schleppte mich nach Hause. Ich legte mich aufs Sofa, schaltete die Glotze ein und stierte gedankenverloren auf eine schwachsinnige Sendung. Stundenlang saß ich so vor dem Fernseher, kraftlos, regungslos, ohne Energie. Als meine Frau abends nach Hause kam und mich so vorfand, erschrak sie sehr. Wir aßen etwas, aber ich sprach kaum mit ihr. Ich wollte, aber ich konnte nicht. All meine Energie, meine Tatkraft, mein Wille – alles war zerbrochen, zerstört. Ich spürte nur noch eine große Leere. Viele Jahre lang hatte ich immer Bilder voller Visionen vor meinem geistigen Auge, nunmehr sah ich nur noch ein großes schwarzes Loch. Ich wollte, aber ich konnte nicht. Ich fühlte mich vollkommen leer, zerbrochen. Natürlich hatte ich auch in den letzten zwölf Jahren, solange wir uns kennen, immer wieder einmal eine Phase gehabt, in der ich verzweifelt und negativ war. Folglich machte sie sich jetzt zwar Sorgen, da sie mich noch nie so bedrückt erlebt hatte, aber sie baute darauf, dass ich am nächsten Tag wieder voller Optimismus und voller Energie aus dem Bett springen würde, so wie sie mich kennt und liebt. Doch das Gegenteil war der Fall. Ich hatte nicht einmal mehr die Energie, früh aufzustehen, um mit dem Hund »Gassi« zu gehen. Ich blieb einfach liegen. Lustlos aß ich einen Teil meines Frühstückstücks und legte mich anschließend gleich wieder auf die Couch und stierte vor mich hin. Das blieb den ganzen Tag so. Nun machte sich Kerstin gehörige Sorgen, denn so hatte sie mich noch nie erlebt. Am darauf folgenden Tag das gleiche Bild: Ich arbeitete nichts, ich sprach nichts, ich las nichts, ich aß nichts. Lediglich Wein schüttete ich in größeren Mengen in mich hinein ...

Abends bereitete Kerstin eines ihrer leckeren Essen zu, die ich normalerweise so liebe. Doch an diesem Abend hatte ich kaum Appetit, lobte sie nicht für die köstliche Zubereitung, sondern stierte nur weiter vor mich hin. Es schmeckte mir kaum und eher mechanisch und aus Höflichkeit aß ich ein we-

nig. Alexander kam zu mir, um gute Nacht zu sagen, doch auch ihm gab ich nur gedankenverloren die Hand und einen Kuss auf die Wange – ohne ihn jedoch wirklich wahrzunehmen oder gar herzlich zu umarmen, wie ich es sonst immer machte. Als Kerstin unsere Kinder zu Bett gebracht hatte, brach es aus ihr heraus:

»Was ist denn los mit dir?«, fragte sie mich. »Seit Tagen liegst du nur herum. So habe ich dich ja noch nie gesehen. Haben sie es jetzt endlich geschafft, ja? Haben es jetzt diese elenden Schmierfinken endlich geschafft, dich zu zerstören?« Sie brüllte, während sie gleichzeitig dabei weinte.

»Ja, sie haben mich geschafft. Aber vielleicht haben sie ja auch Recht, dass ich ein Versager bin! Vielleicht haben sie ja auch Recht, dass das, was ich tue, sinnlos ist!«, sagte ich zu ihr.

»Na prima. Es ist also tatsächlich so weit. So viele Jahre hast du gekämpft. So weit bist du gekommen. Du hast mit fünf Seminarteilnehmern begonnen und bis heute fast eine Million Menschen geschult. Und jetzt gibst du kampfflos auf.« Sie setzte sich aufs Sofa und schluchzte jämmerlich. Ich richtete mich auf, schaute sie an, aber unfähig, ihr irgendetwas zu sagen, geschweige denn, ihr zu helfen.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, murmelte ich. »Ich weiß nicht, wie ich in kürzester Zeit die Firma retten soll. Ich weiß wirklich nicht, wie es weitergehen soll. In den nächsten Wochen werden noch viele negative Berichte über mich erscheinen und über die Situation berichten. Sie werden mich zerreißen. Der ›Erfolgstrainer Europas‹ hat selber mit seinem Unternehmen Schwierigkeiten, das ist doch ein gefundenes Fressen für all meine Kritiker und Gegner.«

»Na und? Du bist schon öfter in deinem Leben hingefallen und immer wieder aufgestanden. Du hast tausenden von Menschen in deinen Seminaren gesagt, sie sollen niemals in ihrem Leben aufgeben. Und nun liegst du selber am Boden und willst liegen bleiben. Das gibt's doch nicht!«, schrie sie mich an.

»Ich weiß, aber ich kann nicht mehr. Ich habe mich noch nie in meinem Leben so schwach und kraftlos gefühlt wie gerade jetzt. Ich bin zu schwach, um morgens aufzustehen, ich bin zu schwach, um abends ins Bett zu gehen. Und bei dem Gedanken, welche Energie ich benötigen würde, um das Unmögliche noch möglich zu machen, weiß ich nicht, wo ich diese hernehmen soll.«

Kerstin kam auf mich zu und zog mich hoch. Ich stand ihr gegenüber und blickte in ihr tränennasses Gesicht. Sie umfasste meine Schultern mit beiden Händen, schüttelte mich und schrie:

»Das kann doch alles nicht wahr sein! Weißt du eigentlich, wie viele Menschen noch größere Probleme haben als wir und die auf dich vertrauen? Denen du ein Vorbild bist dafür, niemals aufzugeben. Und jetzt willst du diese Menschen enttäuschen?« Sie schüttelte verzweifelt den Kopf.

Da hatte sie meinen wunden Punkt getroffen: Irgendetwas regte sich wieder in mir und setzte ein klein wenig an Energie frei. Aber da war auch eine Riesenangst. Eine Angst, die ich nicht formulieren wollte. Kerstin redete weiter wie besessen auf mich ein:

»Du darfst einfach nicht aufgeben! Du musst wieder aufstehen und weitergehen! Du musst für die Menschen ein Vorbild sein! Deine Mitarbeiter haben an dich geglaubt und glauben immer noch an dich! Du bist ihnen ein Vorbild, was wird denn aus ihnen? Das, was du tust, ist viel zu wertvoll, als dass du jetzt aufgeben dürftest. Du hast den Menschen so viel gegeben und so viele Menschen warten auf dich. Denk doch einmal an all die tausenden von Briefen, die du bisher erhalten hast? Von Menschen, die dir erzählt haben, was sich in ihrem Leben Wundervolles getan hat. Wie sie harmonischere, liebevollere, aufregendere Beziehungen führen. Finanziell sicherer und unabhängiger wurden. Krisen überwunden haben. Denk doch auch einmal an die Briefe von den Menschen, die dir mitteilten, dass sie eigentlich Selbstmord begehen wollten, und die nur durch eines deiner Seminare oder Bücher zurückgehalten

hen wir eben aus diesem Haus aus. Wenn es sein muss, ziehen wir alle zusammen in eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Aber all das werde ich verkraften. All das mache ich mit. Wir werden auch dabei unser Leben genießen, Spaß haben. Vielleicht verlieren wir alles, aber wir dürfen *uns* nicht verlieren. Die Liebe in unserer Familie ist das Allerwichtigste! Deine Kinder lieben dich, ganz gleich, ob du einmal scheiterst oder nicht. Und ich liebe dich auch. Und wenn du es einmal geschafft hast, wirst du es wieder schaffen. Ich habe immer an dich geglaubt und ich habe dich immer unterstützt. Ich werde es wieder tun. Ich werde an deiner Seite sein und mit dir kämpfen. Ich werde alles ertragen. Ich kann auch alles ertragen. Aber eines kann ich nicht ertragen: wenn du jetzt aufgibst!«

In diesem Moment löste sich der Knoten in meinem Bauch. Gut, wenn es denn sein müsste, dann würden wir eben alles verlieren, aber meine Frau und meine geliebten Kinder würden zu mir stehen. Ich hatte immer gewusst, dass sie zu mir stehen würden, aber ich hatte einfach Angst, sie zu enttäuschen. Ich hatte Angst, dass sie traurig sein würden, wenn wir unser Haus verkaufen müssten, von dem wir viele Jahre lang geträumt und das wir schließlich verwirklicht hatten. Oh, wie hatte ich meine starke, kluge, selbstbewusste Frau doch unterschätzt! Wie großartig war sie doch. In diesem Moment floss mein Herz über vor Liebe und ich wusste, dass dies die Frau ist, mit der ich mein ganzes restliches Leben in Liebe verbringen wollte. Trotz allen Bemühens gab es natürlich auch in unserer Beziehung Momente des Streits, der Routine und Langeweile. Und es gab auch kurze Phasen, in denen wir uns etwas voneinander entfernt hatten. Doch all das war nun Vergangenheit. Vor uns lag die Zukunft! Eine schwierige Zukunft, das war mir klar. Ich wusste in diesem Moment nicht, ob ich es schaffen würde, aber ich würde mein Bestes tun! Ich würde mein Bestes geben, ich würde über mich selbst hinauswachsen, um später nicht sagen zu müssen: »Hätte ich doch alles gegeben, dann wäre es vielleicht möglich gewesen.« Ich nahm Kerstin fest in die Arme und wir schmiegen uns aneinander. Man würde uns

alles nehmen können, nur eines nicht: unsere Liebe! Ich konnte ja nicht ahnen, dass mir wirklich alles noch genommen werden sollte – sogar meine Freiheit – und die Liebe wirklich das Einzige bleiben sollte, was noch mir gehörte ...

Donnerstag, 29. November 2001 Den ganzen Tag über war ich äußerst angespannt. Heute sollte die Entscheidung über die Finanzierung der INLINE AG endgültig fallen. Die Hälfte des notwendigen Kapitals war von einem der zwei Risikokapitalgeber bereits genehmigt und auf einem separaten Konto »geparkt« worden. Der zweite VC hatte heute Ausschuss-Sitzung, in dem die Entscheidung fallen sollte. Bei Zustimmung war INLINE gerettet – bei Ablehnung insolvent. Zu Beginn des Seminars, wie stets seit Mitte Oktober 2001, erläuterte ich offen die jetzige Situation und deren Ursachen. Beim allerersten Eingeständnis dieser Art hatte ich Lampenfieber gehabt wie bei meinem ersten Vortrag. Ich hatte nicht gewusst, wie die Seminarteilnehmer reagieren würden. Doch sie hatten fantastisch reagiert: Viele waren in der Pause zu mir gekommen, teilweise mit Tränen in den Augen (denn ich hatte auch offen und ehrlich über den nahenden Zusammenbruch und meine Depressionen berichtet), und hatten mir Mut zugesprochen. Die Seminarteilnehmer lehrten mich, dass ich durch die ganze Geschichte letztendlich nur noch glaubwürdiger sein würde, noch menschlicher. Vorher war ich teils sehr weit entfernt von meinen Kunden gewesen, wie auf einem Podest, weil ich seit vielen Jahren so erfolgreich war. Jetzt war ich wieder für sie anfassbar. An diesem 29. November wurde mein Vortrag wieder hervorragend von den Teilnehmern aufgenommen.

16.30 Uhr: In der nachmittäglichen Pause hetzte ich auf mein Zimmer und rief den zuständigen Sachbearbeiter des Kapitalgebers an. Er meldete sich, aber seine Stimme klang absolut neutral. Mein Puls raste und mein Blutdruck lag wahrscheinlich bei 220 ... Ich fragte ihn, wie es denn aussehe, ob die Entscheidung im Ausschuss bereits gefallen sei. »Ja«, hörte ich ihn völlig emotionslos sagen, »der Ausschuss hat getagt

und es hat auch gar nicht lange gedauert, bis man zu einem Ergebnis kam. Es war leichter, als ich vorher gedacht hatte: Die INLINE AG erhält die Finanzierung!« In diesem Moment schossen mir Tränen in die Augen und meine Stimme drohte zu versagen. Mit letzter Kraftanstrengung gelang es mir, mich zu bedanken und den Hörer aufzulegen. Anschließend ließ ich meinen Freudentränen kurz freien Lauf, sammelte mich wieder, ging auf die Bühne und verkündete den Teilnehmern voller Freude, dass die Entscheidung soeben gefallen und die INLINE AG jetzt gerettet sei. Es gab tosenden Applaus. Überglücklich beendete ich wenig später den Seminartag. Natürlich rief ich sofort bei Kerstin an: »Ich bin es, Schatz, ich wollte dir nur sagen, wir haben es geschafft. Wir erhalten das Geld. Die VCs haben zugesagt, in wenigen Tagen bekommt die INLINE AG das Geld und wir sind gerettet.« »Wirklich? Das ist ja fantastisch!«, stammelte Kerstin und ich hörte, wie sie am Telefon vor Freude weinte. Die Anspannung der zurückliegenden Zeit löste sich mit einem Schlag auf. Wir konnten kaum noch miteinander telefonieren, so glücklich waren wir und so viel mussten wir schluchzen. Abends goss ich mir zusammen mit Axel noch ein paar Cocktails hinter die Binde und wachte am nächsten Tag mit einem Brummschädel, aber voller Optimismus, Power und Enthusiasmus auf.

Freitag, 30. November 2001 In der Mittagspause rief ich kurz bei Frank Gerbert an, einem Redakteur des Focus, der einen Artikel über die Situation bei der INLINE AG schreiben wollte, um ihm mitzuteilen, dass die Finanzierung nun gesichert sei. Kerstin telefonierte zum gleichen Zeitpunkt mit einem Reisebüro, um für uns beide einen Urlaub auf Teneriffa zu buchen. In den letzten Monaten hatten wir extrem viel Energie verbraucht und waren nun völlig ausgelaugt. Ein Urlaub war dringend nötig. Ich fühlte mich zwar großartig, weil die positive Entscheidung gefallen war, gleichzeitig aber vollkommen leer. Schon seit Mitte September litt ich ununterbrochen an fiebrigen Erkältungskrankheiten und Kerstin machte sich mittler-

weile große Sorgen um meine Gesundheit. Solange sie mich kannte, war ich – abgesehen von einigen Rückenbeschwerden – nie ernstlich krank. Und auch von Schnupfen und Husten blieb ich meist verschont. Und nun gab es schon seit Wochen kaum noch einen Tag, an dem ich mich gesund fühlte. Die Krise und der damit verbundene Energieeinsatz forderten ihren Tribut. Ich hatte ja keine andere Wahl gehabt: Hätte ich mich etwa ausruhen und zusehen sollen, wie mein Unternehmen den Bach hinunterging? Doch nun waren wir ja gerettet und konnten etwas ausspannen. Kerstin buchte den Urlaub nur für uns zwei, mein Schwager Axel hatte sich nämlich bereit erklärt, sich mit seiner gesamten Familie für die Dauer unseres Kurzurlaubes bei uns einzuquartieren und für unsere beiden Söhne zu sorgen.

Freitag, 6. Dezember 2000 An diesem Tag gaben die Venture-Capital-Firmen, die die Finanzierung zugesagt hatten, bei der Wirtschaftskanzlei Rödl & Partner ein Vertragswerk in Auftrag, dessen Kosten bei 20000 Euro lagen. Hintergrund war der, dass man nicht einen kleinen Vertrag aufsetzen kann, mit dessen Hilfe dann die Investoren ihr Geld bei der INLINE AG einlegen können, sondern es waren eine Stichtagsbilanz, eine Firmenbewertung und viele andere Dinge notwendig. Es musste nun schnell gehen, denn die INLINE benötigte dringend die Auszahlung, um die Gläubiger, wie vereinbart, kurzfristig bedienen zu können. Deshalb wurden noch am gleichen Tag die 20000 Euro per Blitzüberweisung an Rödl & Partner überwiesen. Im Gegenzug erklärten sich diese bereit, das Vertragswerk kurzfristig nach den Wünschen der Venture Capitalists zu gestalten.

Dienstag, 11. Dezember 2001 Endlich Urlaub! Kerstin und ich bezogen auf Teneriffa Quartier in unserem Lieblingshotel. Bereits zum achten Mal machten wir dort Urlaub und wurden mittlerweile wie gute alte Bekannte behandelt. Wir genossen unsere Urlaubstage. Ich schlief jeden Tag stundenlang und lud

meine Batterien wieder auf. Die Teneriffa-Sonne wärmte uns und gab uns neue Energie. Fast jeden Abend joggten wir an der Uferpromenade entlang und ich spürte, wie ich von Tag zu Tag energiegeladener und vitaler wurde. Meine Dauer-Erkältung war bereits nach zwei Tagen verschwunden. Wir genossen es, nach all den Sorgen und Strapazen endlich wieder einmal Zeit für uns selbst zu haben.

Sonntag, 9. Dezember 2001 22 Uhr Ortszeit Teneriffa: Kerstin und ich saßen nach einem leckeren Fischessen noch bei milden 20 Grad bei einem Gläschen Wein zusammen. Wir hielten uns an den Händen und waren unglaublich glücklich. So glücklich, dass sich all unsere Anstrengungen doch noch gelohnt hatten. Denn was hatte ich nicht alles investiert: Ich haftete persönlich für zirka drei Millionen Euro. Ich hatte noch im Oktober kurzfristig Mittel an die INLINE gezahlt, ja, ich hatte auch meinen geliebten Ferrari verkauft, um liquide Mittel zu schaffen. All diese Entscheidungen hatten sich letztendlich gelohnt: Wir waren gerettet! Wir träumten von unserer Zukunft. Ich sagte Kerstin, dass ich alles nur Mögliche tun würde, damit die vorbörslichen Zeichner und die Lieferanten es nicht bereuen müssten, mitgezogen zu haben. Glücklich und friedlich schiefen wir Händchen haltend ein, träumten süß von unserer herrlichen Zukunft ...

Montag, 10. Dezember 2001 8.12 Uhr Ortszeit Teneriffa: Ich lag noch dösend im Bett und hörte irgendwo das Klingeln meines Handys. Hatte ich es gestern Nachmittag vergessen auszuschalten? Kerstin war schon wach und kramte mein Handy aus der Strandtasche heraus. Ich hörte, wie sie sich meldete und mit dem Anrufer sprach, und an ihrem Tonfall erkannte ich, dass etwas Schreckliches passiert sein musste. Schlagartig wurde ich hellwach und richtete mich im Bett auf. Ich sah Kerstins entsetztes Gesicht, ich hörte, wie sich ihre Stimme komplett verändert hatte. Was war los? Sie schien mit Axel zu sprechen, Axel Weinberger, ihrem Bruder und einem meiner wichtigsten

Mitarbeiter und bestem Freund. Wenn Axel in aller Herrgottsfrüh bei uns anrief, musste etwas Schlimmes, etwas Erschütterndes passiert sein. Alle möglichen Gedanken und Bilder schossen mir durch den Kopf. Axel wohnte ja zu Hause bei unseren Kindern. Mein Gott, es wird denen doch nichts passiert sein? »Sag schon, Kerstin, was ist denn los?« Kerstin war leichenblass, als sie mir das Handy gab, und sagte: »Axel ist dran, bei uns im Geschäft ist die Staatsanwaltschaft und hat einen Durchsuchungsbeschluss.« Durchsuchungsbeschluss?, schoss es mir durch den Kopf. Was für einen Durchsuchungsbeschluss? Was war überhaupt los? Ich glaubte zu träumen.

»Hallo Axel, hier ist Jürgen, was ist denn los?« »Hallo Jürgen«, hörte ich Axel mit belegter Stimme sagen, »du, hier im Haus ist die Staatsanwaltschaft mit 15 Mitarbeitern. Sie haben einen Durchsuchungsbeschluss. Sie schleppen gerade eben Aktenordner raus. Der zuständige Staatsanwalt Dr. Emmert will dich gleich mal sprechen.«

»Hallo Herr Höller, hier ist Staatsanwalt Emmert«, meldete sich eine nicht unsympathische Stimme. »Wir haben hier einen Durchsuchungsbeschluss. Wir ermitteln unter anderem wegen Verdachts auf Verschleppung des Insolvenzantrages.«

Mein Puls hämmerte in meinem Schädel. Wie bitte, was war los? Durchsuchungsbeschluss? Es kam mir vor, als befände ich mich in einem schrecklichen Alptraum. Ja, natürlich, das war die Lösung: Ich träumte! Ich hatte ein Gläschen Rioja zu viel getrunken und nun entlud sich die ganze Anspannung der letzten Monate in einem schrecklichen Alptraum. Gleich würde ich aufwachen, meine geliebte Kerstin in die Arme nehmen und gemeinsam mit ihr auf der sonnigen Terrasse unseres Hotelzimmers frühstücken. Doch wieso wachte ich nicht auf? Immer noch hörte ich die Stimme des Staatsanwaltes: »Herr Höller, wir werden hier erst einmal alles sicherstellen und uns dann später noch einmal melden, bitte lassen Sie das Telefon an.«

»Jürgen, hier ist wieder Axel. Werde zunächst erst einmal richtig wach und lass uns in ein paar Minuten noch einmal telefonieren.«

Fassungslos legte ich den Hörer beiseite und sah Kerstin an. Sie weinte. Und auch ich hatte einen dicken Kloß im Magen. War denn die ganze Welt verrückt geworden? Noch nicht einmal acht Stunden war es her, dass wir auf unsere »neu gewonnene« Zukunft, auf das Ende der großen Krise angestoßen hatten. Und nun war die Krise wieder da, doch weitaus verheerender als zuvor. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf: Was werden die Investoren machen, wenn sie von der Sache Wind bekommen? Wie hatten die Mitarbeiter angesichts der Staatsanwaltschaft reagiert? Was werden die Kunden dazu sagen? Und die Presse erst! Ich sah die Schlagzeilen in den Tageszeitungen bereits vor mir: »Razzia bei Mister Motivation!«

Das konnte doch alles nicht wahr sein! Die nächsten Stunden verbrachte ich ununterbrochen am Telefon. Kerstin hatte ich gebeten, sich sofort um einen Rückflug zu kümmern. Ich musste sofort zurück in mein Unternehmen! Doch an diesem Tag waren alle Flüge ausgebucht, wir mussten bis zum nächsten Morgen warten. Mittlerweile erreichte ich den Aufsichtsratsvorsitzenden Eberhard Wagemann. Dieser erklärte mir, dass der Aufsichtsrat nunmehr beschlossen habe, dem Vorstand, mir und meinem Kollegen Norbert Beck, anzuraten, Antrag auf Eröffnung des Insolvenzverfahrens zu stellen. Vorsorglich wies Herr Wagemann darauf hin, dass im Falle, dass wir den Antrag auf Eröffnung des Insolvenzverfahrens stellen würden, der gesamte Aufsichtsrat sofort zurücktreten würde. Wie heißt es doch so schön: Die Ratten verlassen das sinkende Schiff! Die nächste Hiobsbotschaft folgte auf dem Fuße: Die VCs, die investieren wollten, hatte die Information ebenfalls schon erreicht. Natürlich sagten die »ehrenwerten Herren« nicht einfach ab, das ist schließlich nicht ihr Stil, und außerdem fürchteten sie vielleicht, es könne ihnen irgendwann von der Presse negativ ausgelegt werden, uns im Stich gelassen zu haben. Also wurde mir verklausuliert deutlich gemacht, dass die Finanzierung zwar noch möglich wäre, aber ... Was so viel heißen sollte wie: Die Finanzierung war geplatzt, es gab kein Geld, solange die Untersuchung der Staatsanwaltschaft lief.

Das konnte doch alles nicht wahr sein! Da hatte ich acht Monate lang gekämpft, gemeinsam mit meinem Team alles gegeben, war nach dem 11. September am Boden gewesen, hatte es aber noch einmal geschafft – und nun das! Wir hatten über 90 Prozent der vorbörslichen Zeichner und die Gläubiger überzeugt mitzuziehen. Was lief hier eigentlich ab? Doch dann erwachte wieder mein Kampfeswille. *Jetzt erst recht!* Ich würde nicht einfach aufgeben! *Niemals, ich nicht, niemals!* Von Teneriffa aus telefonierte ich mit anderen potenziellen Investoren, mit denen ich seit Wochen in Verhandlungen stand. Ich erklärte ihnen offen die Situation: Innerhalb von 72 Stunden müsse die Finanzierung des Unternehmens gesichert sein, ansonsten sei der Insolvenzantrag unumgänglich. Die Investoren bezeugten trotz allem weiteres Interesse und wir verabredeten uns für Mittwoch, den 19. Dezember, in Schweinfurt. Wenigstens noch ein klitzekleiner Hoffnungsschimmer! Ich würde nach jedem Strohalm greifen. Ein Jürgen Höller gibt nicht auf, egal, wie schlimm es stehen mag.

Versagen darfst du, aber nie aufgeben!

MARY CROWLEY

Dienstag, 18. Dezember 2001 Abends waren wir wieder zurück in Schweinfurt. Die örtliche Tageszeitung hatte natürlich bereits über den Vorfall berichtet, mitsamt Foto von der Staatsanwaltschaft vor unserem Haus. Erst jetzt erkannte ich das wahre Ausmaß der Katastrophe: Nicht nur im Unternehmen, sondern auch in unserem Wohnhaus hatte die Staatsanwaltschaft alles durchsucht und sämtliche schriftlichen Unterlagen, die relevant waren, mitgenommen. Unsere armen Kinder, unsere arme Familie! Schweinfurt ist ein Ort in der tiefsten fränkischen Provinz mit 50 000 Einwohnern und es gibt hier nicht sehr viele prominente Persönlichkeiten. Natürlich waren wir längst Tagesgespräch und der örtliche Fernsehsender, vor

allem jedoch die örtliche Presse, überboten sich gegenseitig in Häme, Spott und Angriffen. Doch ich hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern, denn noch war nicht alles verloren, noch gab es eine Möglichkeit zur Rettung.

Mittwoch, 19. Dezember 2001 Um 7 Uhr saß ich bereits wieder im Büro und ließ mich von meinen Mitarbeitern informieren. Später fand das Treffen mit den potenziellen Investoren statt. Wir verhandelten bis tief in die Nacht und hatten sehr schnell eine grundlegende Einigung erzielt. 1,5 bis 1,75 Millionen Euro sollten in die INLINE AG gepumpt und damit unsere Probleme endgültig beseitigt werden. Noch abends gelang es mir, sämtliche Altinvestoren für tags darauf an einen Tisch zu bekommen. Gleichzeitig hatte ich einen Insolvenz-Fachanwalt, die Vertreter der Wirtschafts- und Rechtsberatungskanzlei Rödl & Partner sowie die potenziellen neuen Investoren zum Termin gebeten. Nachts um 2 Uhr sank ich in einen kurzen, unruhigen Schlaf. In meinem Kopf drehte sich immer noch alles.

Donnerstag, 20. Dezember 2001 Schweißgebadet wachte ich gegen 5 Uhr auf und konnte dann nicht mehr einschlafen. Ich duschte eiskalt, zog mich an und war bereits um sieben Uhr wieder im Unternehmen. Um 10 Uhr sollte die große Verhandlungsrunde beginnen, ich hatte also noch etwas Zeit, mich vorzubereiten. Um 9 Uhr kam die nächste Hiobsbotschaft: Vor meinem Privathaus hatten sich mittlerweile drei Kamerateams vom Fernsehen und zehn bis zwölf Reporter versammelt, um darauf zu warten, dass ich aus dem Haus käme. Ich schickte sofort zwei Mitarbeiter hin, um mit den Reportern zu sprechen. Als sie erfuhren, dass ich in Schweinfurt verhandelte, fuhren sie die paar Kilometer zu unserem Bürogebäude. Doch mittlerweile saß ich bereits in der Verhandlung, die wieder bis spät in der Nacht dauern sollte. Deshalb fand ich noch nicht einmal die Zeit, zumindest ein kurzes Statement abzugeben. Da ich nicht zu greifen war, wurde kolportiert, dass ich mich immer

noch im Ausland befinde, mich nicht stellen wolle, sondern untergetaucht sei. Unglaublich, ich kannte so etwas bislang nur aus dem Fernsehen. Jetzt ahnte ich, wie sich zum Beispiel Boris Becker gefühlt haben musste, als die Staatsanwaltschaft vor einigen Jahren bei ihm eine Hausdurchsuchung wegen möglicher Steuervergehen durchführte. Man fühlt sich hilflos, man fühlt sich bloßgestellt, man fühlt sich gejagt.

Es ist schon merkwürdig: Wer als Unternehmer im deutschsprachigen Raum einen geschäftlichen Misserfolg landet, erleidet nicht nur materiellen Schaden, sondern ist zusätzlich Spott, Häme und oft sogar massiver sozialer Ausgrenzung aus der Gesellschaft ausgesetzt. Eine Unternehmenspleite ist (in der Regel!) jedoch nichts, wofür man sich schämen müsste. Nichts, wofür man in sozialer Hinsicht bestraft werden sollte. Der Schaden ist auch so groß genug: Die Gesellschaft verhält sich meiner Meinung nach unverantwortlich. Ja, ich bin sogar der Ansicht, dass diese Einstellung unseren Wirtschaftsstandort massivst schwächt. Denn diese undifferenzierte öffentliche Vorverurteilung sorgt letztendlich dafür, dass – im Vergleich zu anderen Ländern, insbesondere den USA – nur wenige Menschen den Schritt in die Selbstständigkeit wagen. Das Einkommen bleibt aufgrund der massiven steuerlichen Belastung oft über Jahre hinweg gering, während auf der anderen Seite das Risiko groß erscheint.

Am Donnerstagabend dann schließlich der vermeintliche Durchbruch: Die Altinvestoren und die potenziellen Neuinvestoren einigten sich: Es sollten 1,75 Millionen Euro »frisches« Geld am Freitag, den 21. Dezember 2001, bis 14 Uhr in das Unternehmen einfließen. Die wesentlichen Bedingungen hielt ich auf einem Flipchart fest. Die Rödl & Partner-Truppe fuhr gegen 23 Uhr zurück nach Hof, nachdem sie sich bereit erklärt hatte, bis Freitagfrüh 8.30 Uhr ein Vertragswerk zu erstellen und dies allen Altinvestoren zuzufaxen. Diese hätten dann gut eine Stunde Zeit, den Vertrag durchzulesen. Geringfügige Fehler könnten danach umgehend von Rödl & Partner beseitigt werden. Um 10 Uhr sollten die neuen Investoren den Ver-

trag zugefaxt bekommen. Diese wollten sich dann selbst mit ihrer Hausbank kurzschließen und bis 14 Uhr per Blitzüberweisung das Kapital zur Rettung der INLINE AG zur Verfügung stellen.

Als ich spätabends an diesem Tag nach Hause kam, war die Pressetruppe mittlerweile abgezogen. Im Kölner Express stand später sinngemäß: Reporter xy habe meine Frau angerufen, doch diese habe mich verleugnet, denn schließlich sei ich ja noch in Teneriffa ...

Freitag, 21. Dezember 2001 Um 6.30 Uhr verließ ich das Haus. Als die ersten Reporter um 7 Uhr auftauchten, hatten sie wieder Pech: Jürgen Höller zeigte sich nicht ... Wieder hatte ich nur etwa zwei Stunden geschlafen, aber ich war total aufgedreht, mein Puls raste. Würde ich es tatsächlich noch schaffen, alles zu retten? Um 9.30 Uhr rief ich bei Rödl & Partner an und fragte, ob alle anderen ihre Änderungen schon durchgegeben hätten. Bis auf eine einzige Ausnahme monierten die VCs nur Kleinigkeiten. Doch dieser eine stellte nun vollkommen neue Bedingungen. Ich war fassungslos. Was waren das nur für Menschen?! Wir hatten stundenlang verhandelt, das Unternehmen schien gerettet. Bei einer Insolvenz würden sämtliche Altinvestoren ihre Anteile komplett verlieren. Doch nun gab es die Möglichkeit, das Unternehmen zu retten und damit auch die Anteile – und da stellte doch tatsächlich jemand vollkommen neue Bedingungen, die vorher nicht vereinbart waren! Ich tobte vor Wut. Zunächst im Halbstunden-Takt, später im Viertelstunden-Takt und schließlich alle fünf Minuten rief ich bei den verschiedenen Altinvestoren und bei Rödl & Partner an. Um 11.50 Uhr bekam ich am Telefon einen Tobsuchtsanfall, weil der eine Altinvestor immer noch nicht durchgegeben hatte, welche Änderungen er genau wollte. Ich hatte mittlerweile mehrmals mit den neuen Investoren gesprochen, diese reagierten äußerst verärgert. Um 12.35 Uhr das letzte Gespräch mit den neuen Investoren: Sie sagten endgültig ab! Ihnen erschien die ganze Angelegenheit unseriös und sie hatten kein

Vertrauen mehr. Um 12.48 Uhr reichten mein Vorstandskollege Norbert Beck und ich per Fax schließlich den Antrag auf Eröffnung des Insolvenzverfahrens beim Amtsgericht Schweinfurt ein. Ich hatte den Kampf verloren!

Ein kleines »Bonmot« am Rande: Um 15.48 Uhr landete das neue Vertragswerk endlich auf meinem Schreibtisch. Allerdings mit der »kleinen« Änderung, dass 250 000 Euro von den 1,75 Millionen Euro, die insgesamt von den neuen Investoren fließen sollten, auf ein Extrakonto überwiesen werden sollten. Doch selbst wenn die neuen Investoren mit dieser »Variante« einverstanden gewesen wären, wäre es zu spät gewesen, denn die Weihnachtsfeiertage standen vor der Tür. Es war aus!

Ich berief eine Mitarbeiterversammlung ein und teilte meinen treuen Mitarbeitern die verheerende Botschaft mit. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch relativ stark und gefasst. Ich konnte doch jetzt nicht zusammenbrechen! Irgendwie musste es ja im neuen Jahr weitergehen. Ich musste stark bleiben. Ich musste der Fels in der Brandung sein, an dem sich meine Mitarbeiter aufrichten konnten. Die Mitarbeiter fielen sich in die Arme und es flossen viele Tränen. Auch mir selber stiegen Tränen in die Augen, aber irgendwie gelang es mir, nicht zusammenzubrechen, sondern Stärke zu zeigen. Schließlich verabschiedeten sich alle und um etwa 19 Uhr schloss ich das Firmengebäude zu. Wie würde es weitergehen? Was würde die Zukunft bringen? Ich hatte verloren! Meine schlimmste Niederlage war perfekt. Kerstin war bereits seit Mittag im Unternehmen gewesen und hatte mitgefiebert. Auch sie hatte viele Tränen vergossen, doch nun sprach sie mir gemeinsam mit Axel Mut zu. Wir würden es schaffen, wir wussten zwar nicht wie, aber irgendwie würde es weitergehen. Und irgendwie schafften wir auch den Weg nach Hause. Zu Hause klingelte das Telefon, Paul Underberg war dran. Paul, mein alter treuer Freund, hatte die ganze Geschichte durch die Presse mitbekommen, und nun sagte er mir seine volle Unterstützung zu. »Egal, was passiert, Jürgen«, versicherte er, »ich stehe zu dir! Du kannst dich fest auf mich verlassen. Du hast ebenfalls

stets zu mir gestanden, auch in so manch kritischer Situation. Ich werde immer für euch da sein, euch helfen und dafür sorgen, dass ihr nicht ins Bodenlose stürzt.« Oh, wie gut taten diese Worte! Noch am selben Abend riefen ein paar weitere gute Freunde an, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir ihre Loyalität und Freundschaft zu versichern. Zu diesem Zeitpunkt fühlte ich mich noch immer sehr standhaft.

Samstag, 22. Dezember 2001 Ausgerechnet in der Nacht zu Samstag erkrankte unser einjähriger Maximilian so stark, dass Kerstin irgendwann nachts zu ihm ins Zimmer umzog, da er mit über 40 Grad fieberte. Vielleicht hatte er ja unsere Seelenlage mitbekommen und trauerte mit? Wer weiß? Auch für mich war es eine unruhige Nacht mit schrecklichen Alpträumen. Alles drehte sich in meinem Kopf. Wie im Fieberrausch wurde ich alle paar Minuten wach und hatte Halluzinationen. Wie würde es wohl weitergehen? Würden meine Kunden mir in Zukunft noch glauben, wenn ich über Motivation und Erfolg redete? Würden diese überhaupt noch zu meinen Seminaren kommen? Würde ich noch von Firmen und Kongressveranstaltern zu Vorträgen eingeladen werden? Würden meine Mitarbeiter weiterhin bei mir arbeiten wollen? Frühmorgens schlich ich mich leise zu Kerstin und Maximilian ins Nebenzimmer und kuschelte mich an sie. Sie war noch schlaftrunken und mir tat es leid, sie aufzuwecken. Aber ich brauchte jetzt einfach ihre Wärme, ihren Trost. Mein ganzer Körper wurde geschüttelt, jetzt hatte ich einen kompletten Zusammenbruch. Der Samstagvormittag war schrecklich. Immer wieder übermannten mich meine Emotionen und ich war vollkommen verzweifelt. Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, unfähig, irgendwie zu agieren. Bereits seit Freitagabend hatte es stark geschneit und mittlerweile lag gut und gerne ein halber Meter Schnee – so viel wie seit Jahren nicht mehr. Unser fünfjähriger Sohn Alexander war zwar betroffen von der Situation, die er durchaus realisierte, aber er wollte mittags unbedingt

mit mir in den Garten, um einen Schneemann zu bauen. Ich willigte schließlich ein und begann die großen Kugeln für einen Schneemann zu rollen. Immer wieder lief Alexander durch den Schnee, warf sich jauchzend hinein und freute sich einfach an so etwas Banalem wie Schnee. Und da ging es mir etwas besser. Doch nur kurz.

Als ich erneut schluchzend am Esszimmertisch saß, den Kopf auf meine Hände gestützt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, kam Kerstin, meine geliebte, wunderbare Kerstin, zu mir und sagte: »Sieh mal, was heute für ein herrlicher Tag ist!« Ich unterbrach meine »Selbstverzweiflungsphase«, hob den Kopf und starrte sie ungläubig und verständnislos an: »Wieso, was ist denn für ein Tag?« Und schluchzte sofort wieder los.

»Nun, es schneit immer noch. Wir werden endlich mal wieder eine richtig weiße Weihnacht erleben. Dein Sohn Alexander möchte morgen mit dir Schlitten fahren.«

Ich brach wieder in Tränen aus. »Was soll an diesem Tag wunderbar sein, wir haben alles, wirklich alles verloren!«

»Haben wir für Weihnachten eigentlich genügend zu essen eingekauft?«, fragte sie mich.

»Ja, natürlich, du hast ja alles besorgt«, antwortete ich.

»Siehst du, also haben wir doch nicht alles verloren, sondern über die Weihnachtsfeiertage noch genügend zu essen, wir können mit der Familie feiern.« Ich musste wider Willen lächeln, denn bei allem, was passiert war, hatten wir immerhin noch genügend zu essen – und damit ging es uns womöglich besser als 80 Prozent der Weltbevölkerung!

»Und ich habe gerade eine Flasche Wein aus dem Keller geholt. Dort stehen noch ein paar mehr. Du liebst doch deinen Wein. Haben wir also wirklich alles verloren?« Ich musste noch mehr lächeln, denn für die nächsten paar Wochen würde der Weinvorrat natürlich noch reichen.

»Schau mal, Alexander ist wieder im Garten. Sieh mal, wie er im Schnee tobt, wie glücklich er ist. Haben wir nicht zwei wundervolle Kinder? So gesund, so vital, so hübsch, so intelli-

gent.« Ja, weiß Gott, das haben wir. »Soll ich eigentlich den Notarzt rufen?«, fragte mich Kerstin. Ich starrte sie an, unfähig zu verstehen, was sie meinte.

»Nein, wieso denn? Natürlich bin ich gesund, ich fühle mich einfach nur besch...«

»Siehst du, du bist gesund, ich bin gesund, unsere Kinder sind gesund. Damit geht es uns doch eigentlich gar nicht so schlecht. Wenn wir gesund sind, können wir doch morgen irgendetwas tun, wir können arbeiten, damit wir weiterhin unseren Lebensunterhalt bestreiten können. Du sagst, wir haben alles verloren, was meinst du mit ›alles verloren‹? Wem geht es wohl besser: dem Mann, der Millionen auf dem Konto hat, aber gerade eben erfahren musste, dass er an Krebs erkrankt ist und nur noch wenige Monate zu leben hat. Oder dir, der zwar all sein Geld verloren hat, aber gesund ist, intelligent ist, über unglaubliches Wissen verfügt und zudem eine Frau und tolle Kinder hat?«

Ich verstand, was sie meinte. Wir hatten nicht alles verloren. Wir hatten einen Teil verloren, aber eben nicht alles. Und wir waren durchaus in der Lage, alles wieder zu gewinnen.

**Die Mitte der schwarzen Nacht ist auch
der Anfang des hellen Tages!**

Sonntag, 23. Dezember 2001 Am Nachmittag stand ein Besuch bei meinen Eltern auf dem Programm. Meine Mutter feierte nachträglich ihren 60. Geburtstag und hatte meinen Bruder, dessen Lebenspartnerin sowie meine Familie und mich zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Zum ersten Mal hatte ich mich wieder aus dem Haus getraut, und die Stimmung war natürlich gedrückt. Ja, ich gebe es zu: Ich fühlte mich dermaßen schlecht, dass ich mich fast 48 Stunden verkrochen hatte, weil ich es nicht ertragen konnte, irgendjemandem in die Augen zu blicken. Mein Selbstwertgefühl, mein Selbstbewusstsein war

auf dem Nullpunkt angelangt. Ich hatte die größte Niederlage meines Lebens erlitten und wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Deshalb war der Besuch bei meinen Eltern ein wichtiger Schritt, denn es bedeutete für mich, meine »Komfortzone« zu verlassen. Es bedeutete, dass ich mir zum ersten Mal seit dem Zusammenbruch wieder ein Ziel gesetzt hatte. Und du weißt ja, dass man zur Realisierung seine Bequemlichkeitszone verlassen muss. Ich war so tief gefallen, ich war so angeschlagen, so verletzt, so verstört, dass ich es als Erfolg ansah, an diesem Sonntagnachmittag mein Haus verlassen zu haben ...

**Und wenn ich wüsste, dass ich morgen
diese Welt verlassen müsste,
so würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.**

MARTIN LUTHER

Das Familientreffen verlief übrigens sehr harmonisch. Irgendwie schien diese Krise uns als Familie enger zusammenschweißen. Mein Bruder, der acht Jahre jünger ist als ich und zu dem ich viele Jahre lang keinen besonders innigen Kontakt mehr hatte, erwies sich in dieser Situation als echter Bruder. Denn alle Barrieren waren wie weggeblasen, wir waren wieder Brüder, wo einer für den anderen einsteht.

Montag, 24. Dezember 2001, Heiligabend Kerstin und ich hatten in diesem Jahr geplant, Heiligabend gemeinsam mit der ganzen Familie bei uns zu Hause zu feiern. Kurzfristig hatte Kerstin noch überlegt, ob wir das Ganze absagen sollten, aber ich war dagegen. Ich wollte mir von dieser schwierigen Situation nicht vorschreiben lassen, wie wir Weihnachten verbringen sollten. Und es wurde tatsächlich ein wunderschönes Weihnachtsfest. Das schönste Geschenk aber hatte ich von meinem Sohn Alexander bereits vor dem Fest erhalten. Er war zu Kerstin gegangen und hatte sie gefragt: »Mutti, kannst du was

für mich aufschreiben, das ich Papa geben möchte?« »Natürlich«, antwortete Kerstin und besorgte sich ein Blatt Papier und einen Stift.

»Alles Gute für Papa! Ich habe dich so lieb! Ich glaub an dich so sehr, dass alles wieder gut wird. Ich werde dich niemals verlassen. Du bist der beste Papa der Welt. Dein Alexander.« Seinen Namen konnte er bereits selbst auf den Zettel schreiben. Als er mir sein Geschenk übergab, war ich zutiefst gerührt. Von all den wunderbaren Dingen, die ich in der Vergangenheit erhalten hatte, war dies das schönste Geschenk. Ich nahm Alexander ganz fest in die Arme und sagte: »Alexander, das ist das Wunderbarste, was du mir jemals in deinem Leben geschenkt hast und schenken kannst. Weißt du, wir haben so viel verloren. Vielleicht müssen wir sogar aus unserem Haus in eine winzig kleine Wohnung ziehen. Papa wird darum kämpfen, dass es nicht so weit kommt, aber das könnte passieren. Aber wenn Papa weiß, dass du ihn trotzdem lieb haben wirst, wenn wir alle zusammen aus diesem Haus ausziehen müssen und du trotzdem noch zu mir stehst, dann wird Papa es schaffen, eines Tages ein neues Haus zu bauen. Kann ich mich auf dich verlassen?« Alexander nickte mit fest entschlossenem Gesicht und sagte: »Ja, Papa, auf mich kannst du dich verlassen, ich hab dich sehr lieb, wir schaffen es!«

Den ersten und den zweiten Weihnachtsfeiertag verlebten wir ruhig zu Hause und ich sammelte wieder etwas Kraft. Das Schlimmste lag hinter mir, dachte ich, und langsam baute sich neue Energie auf.

Ich würde weiterkämpfen, das wurde mir immer mehr klar. Hatte ich nicht immer von der Bühne »gepredigt«, dass Aufgeben nicht infrage kommt? Nach dem Motto: *Geht nicht, gibt's nicht!*

**Und wenn's nicht mehr geht?
Dann muss es eben!**

Manchmal muss man sich einfach dafür entscheiden, etwas zu tun, etwas zu vollbringen – auch wenn es absolut unmöglich erscheint. Für dieses Unmögliche stand in meinen Seminaren der Gang über den Scherbent Teppich oder über glühende Kohlen. Wenn eine zierliche Frau mit einem einzigen Schlag ihrer Hand ein dickes Brett zerschlug, war das ein Symbol dafür, dass das unmöglich Erscheinende trotz allem möglich ist. Daran musste ich jetzt denken. Und ich erinnerte mich daran, wie ich selbst Anfang Januar 1995 barfuß und zitternd auf einem Stuhl gestanden hatte und über 30 Minuten benötigte, ehe ich schließlich in den Scherbenhaufen sprang – und keiner-lei Schnitte davontrug! Ich hatte etwas Unmögliches möglich gemacht! Und jetzt würde ich wiederum eine Grenze durchstoßen:

Wenn es nicht mehr geht, dann muss es eben gehen!

Am 11. Januar 2002 wollte ich um 19.30 Uhr gerade mein Büro verlassen, da sah ich drei meiner Mitarbeiter, Kerstin, Andreas und Axel, die immer noch arbeiteten. Allerdings ohne großen Elan, ohne Energie. Wie denn auch! Hatten sie doch ebenfalls monatelang gekämpft, gehofft, gebetet und das Letzte gegeben, um dann dennoch die Niederlage hinnehmen zu müssen. In den Tagen nach dem 21. Dezember 2001 hatte ich zwar waschkörbeweise Post von meinen Kunden und Fans bekommen, die mich aufmunterten, mir ihr Mitgefühl ausdrückten und mich dabei unterstützten, weiterzumachen, kurz: die Pa-
role ausgaben: »Gib niemals auf!«

All dies hatte meinen Mitarbeitern und mir viel Kraft gegeben, aber dennoch war die Unsicherheit groß, ob und, wenn ja, wie wir es schaffen könnten. Am 14. Februar 2002 sollte das erste Seminar in Österreich und am 22. Februar das erste deutsche Seminar in Mannheim stattfinden. Für Mannheim hatten wir 283 Plätze reserviert und bis zu diesem Zeitpunkt erst 31 Karten verkauft. Die Zukunft sah also nicht besonders rosig aus. Und das spiegelte sich in den Gesichtern meiner drei Mitarbeiter wider. Ich schnappte mir die drei, sah ihnen direkt in die Augen und begann – vollkommen ungeplant aus dem Bauch heraus – auf sie einzureden:

»Es muss jetzt aufhören, dass wir uns ständig selber bemitleiden. Wir müssen uns ein neues Ziel setzen, wir müssen dieses erreichen und uns damit beweisen, dass wir es wieder schaffen können. Für Mannheim haben wir erst 31 Karten verkauft. Jetzt machen wir etwas Verrücktes, etwas vollkommen Verrücktes: Ich möchte, dass ihr morgen dort anruft und einen größeren Saal mit 500 Plätzen bucht. Und ich möchte, dass wir ab morgen so Gas geben, dass wir dieses Ziel erreichen.« Die drei schauten mich entgeistert an. Bisher hatten wir 31 Karten verkauft – und nun sollten wir innerhalb von etwa sieben Wochen fast 500 Karten verkaufen? War der Chef jetzt vollkommen verrückt geworden?

»Ich weiß, was ihr denkt, aber erinnert euch an das, was ich euch beigebracht habe: Wenn man sich ein hohes Ziel setzt, erscheint es einem oft so weit entfernt, dass man nicht glauben kann, es erreichen zu können. Wer kann sich schon vorstellen, zu Fuß von Schweinfurt nach Moskau zu laufen, 2000 Kilometer? Wenn wir uns aber 100 Tage Zeit lassen, sind das pro Tag gemütliche 20 Kilometer, das schafft fast jeder. Und genauso ist es mit dem 22. Februar. Wir haben noch 35 Arbeitstage. Wenn wir täglich 14 Karten verkaufen, ist der Saal voll. Bei zehn Verkaufsmitarbeitern sind das nur 1,4 verkaufte Povernight-Karten pro Tag. Traut ihr euch das zu?«

Die drei hatten jetzt begriffen und nickten begeistert. 1,4 Karten am Tag, das dürfte doch wohl kein Problem sein! »Seht ihr. Und wenn wir das geschafft haben, dann stellt euch einmal vor, was das für ein Zeichen ist! Ein Zeichen für unsere Kunden, ein Zeichen für unser Unternehmen, ein Zeichen für die Journalisten und den gesamten Markt: Jürgen Höller ist zurück! Könnt ihr euch vorstellen, wie wir uns fühlen, wenn wir auf der Bühne stehen und die 500 Leute anschauen können, die gekommen sind? Spürt ihr auch das Kribbeln in eurem Bauch, genauso wie ich?«, fragte ich sie.

Ihre Gesichter strahlten, ihre Körper strafften sich und wie aus einem Mund antworteten sie: »Ja, das schaffen wir!«

Am 14. Februar 2002 fanden sich fast 1100 Teilnehmer im österreichischen Klagenfurt zum allerersten Seminar nach der Krise ein. Unser Ziel für den 22. Februar in Mannheim, nämlich 500 Teilnehmer vor uns sitzen zu haben, verfehlten wir dann allerdings, und zwar sehr deutlich, nämlich um mehr als 30 Prozent: 650 Teilnehmer hatten sich angemeldet!

»Knast-Alltag«

Bis zum Herbst 2002 hatte sich alles so entwickelt, dass davon auszugehen war, spätestens 2004 wieder die Zahlen der alten INLINE AG des Jahres 2000 zu erreichen oder sogar noch zu übertreffen.

Während des Wahlkampfes für die Bundestagswahl am 22.9.2002 analysierte ich für zahlreiche Presse- und Rundfunkorgane die beiden Spitzenkandidaten auf ihre Motivationsfähigkeit, ihre Rhetorik und ihr Charisma.

Die Öffentlichkeit hatte sich wieder beruhigt und der Tenor der überwiegenden Interviews und Veröffentlichungen war: »Höller hat eine Bruchlandung hingelegt, aber stand wieder auf – und seine Fans strömen immer noch zahlreich zu ihm.«

Doch dann spitzte sich alles noch mal dramatisch zu. Das, was ich zu Beginn dieses Buches geschildert habe, sollte alles toppen, was ich bis dahin im Laufe meines Lebens bereits erfahren hatte. Die Verhaftung war ein Ereignis, mit dem ich niemals rechnete, das unbeschreiblich grausam war, meine Lebenskrise in eine Dimension transportierte, die nur wenige Menschen – emotional betrachtet – überhaupt verkraften und überstehen können. Sie wurde zu meiner persönlichen Apokalypse. Lass mich erzählen, wie es danach weiterging.

Die Gründe, weshalb die Staatsanwaltschaft mich verhaftete, waren seit langem bekannt. Ich möchte an dieser Stelle aus meiner Sicht die Situation beschreiben.

Im Vorfeld des Börsengangs hatte ich als Vorstandsvorsitzender angeboten, auf ein Großteil meines Gehalts zu verzichten.

Damit konnten massiv Personalkosten eingespart werden und die Bewertung der INLINE AG erhöhte sich um etliche Millionen. Da ich zum damaligen Zeitpunkt der Entscheidung zirka zwei Drittel der Aktienanteile an der Firma besaß, vergrößerte sich durch dieses »Opfer« die Bewertung der INLINE AG um etliche Millionen.

Ich verzichtete, hochgerechnet auf das Ende des Businessplanes bis 2005, auf zirka 1,5 Millionen DM. Beim Börsengang, der vier bis sechs Monaten später stattfinden sollte, hätte ich direkt zirka 1,6 Millionen DM an Aktien sofort verkaufen dürfen, um den Gehaltsverzicht wieder auszugleichen, so wurde es schriftlich vereinbart.

Als sich jedoch der Börsengang im April 2001 um ein bis zwei Jahre verschob, konnte ich keine Aktien verkaufen und stand plötzlich mit einem privaten Liquiditätsproblem da. Es war nun nicht möglich, das Gehalt auf das alte Niveau anzuheben, wie die Venture Capitalists deutlich machten.

Ich war nun gezwungen, mir ernsthaft zu überlegen, wie ich diese persönliche Finanzsituation in den Griff bekommen sollte. Dies mag sich für den einen oder anderen Leser sicher seltsam anhören, da ich ja in der Vergangenheit viele Millionen verdient hatte, doch das verdiente Geld hatte ich nicht bar zur Verfügung, da ich es, um Steuern zu sparen, in verschiedene große Bauprojekte reinvestiert hatte.

Und um noch mehr Steuern zu sparen, hatte ich bis Mitte der 90er Jahre nicht nur eigene Mittel, sondern auch Bankdarlehen investiert. So war ich stolzer Besitzer zahlreicher Immobilien, von der Apotheke über Mietshäuser im Villenstil bis hin zur Eigentumswohnung, vor allem im Osten, aber auch in Westdeutschland – doch jeden Monat musste dafür noch über viele Jahre Zins und Tilgung geleistet werden.

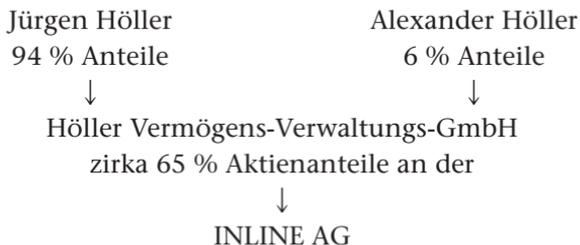
Ich hatte also nach der Wende die gleichen Fehler begangen wie viele andere Kapitalanleger aus dem Westen. Denn die ursprünglich prognostizierten Mieten hatten sich halbiert, die Bauträger gingen teilweise schon während der Bauzeit pleite, sodass Mittel nachgeschossen werden mussten, usw. Ich will

nicht klagen. Um möglichst wenig Steuern zahlen zu müssen, hatte ich die falschen Entscheidungen getroffen.

Doch nun war ich durch meinen ursprünglich freiwilligen Gehaltsverzicht in einer finanziell problematischen Lage. Ich sprach die Angelegenheit ganz offen in der Vorstandssitzung und beim Aufsichtsrat an. Allen war klar: Sollte die Presse davon »Wind« bekommen, würden sie mich genüsslich zerreißen. Wir alle sahen schon im Geiste die Schlagzeile: »Erfolgs-Guru selber pleite!«

Das musste natürlich unter allen Umständen verhindert werden, sonst wäre der geplante Börsengang, an den im April 2001 noch alle fest glaubten, vollkommen unmöglich. Denn die INLINE AG war ja letztendlich gleichzusetzen mit der Marke »Jürgen Höller«.

Die Venture Capitalists erklärten sich bereit, für 1,8 Millionen DM noch einmal Aktien zu kaufen, und mir dieses Geld zur Verfügung zu stellen. Nun hatte ich mittlerweile meine INLINE AG Anteile in die »Höller Vermögens-Verwaltungs-GmbH« eingebracht, genauso wie mein damals vierjähriger Sohn Alexander. Die »Höller Vermögens-Verwaltungs-GmbH« hielt nun zirka 65 Prozent Aktienanteile an der INLINE AG.



Die Venture Capitalists kauften also INLINE AG Aktien (zirka 4 Prozent) von der Höller Vermögens-Verwaltungs-GmbH. Das Geld dafür wurde auf das Konto der Höller Vermögens-Verwaltungs-GmbH überwiesen. Und ich erhielt von der Höller Vermögens-Verwaltungs-GmbH ein Darlehen über zirka 1,5 Millionen DM. Und hier kommen wir jetzt auch zum Problem und zu einem der Hauptvorwürfe des Strafverfahrens:

1. Die beauftragte Schweinfurter Steuerkanzlei hatte, obwohl ich dies schriftlich am 18.6.2001 beauftragt hatte, keinen Darlehensvertrag erstellt.
2. Ich hätte für das Darlehen ausreichend Sicherheiten bestellen müssen.
3. Es hätte eine Gesellschafterversammlung stattfinden müssen, die – per Beschluss – das Darlehen genehmigte.
4. Da der Gesellschafter Alexander Höller noch minderjährig war, hätte ihn dabei ein Ergänzungspfleger vertreten müssen.

Diesen Straftatbestand nennt die Justiz »Untreue«, weil es sich um eine GmbH handelte. Hätte es sich um eine Personenfirma gehandelt, wäre der gleiche Vorgang völlig legal gewesen. Kaum zu glauben, aber wahr. Da kannst Du jeden Juristen fragen. Warum mein Steuerberater mich hier falsch beraten hat, weiß ich bis heute noch nicht. Schwamm drüber. Auch nur ein Mensch. Und Menschen machen Fehler. Allerdings ein verhängnisvoller: Ohne dass mir ein Unrecht bewusst war, erhielt ich dafür eine Einzelstrafe von Jahren – und gelte seither als der Untreue verurteilter Straftäter.

Aus meiner Sicht sah es so aus. Die Venture-Capital-Geber haben die Aktien ausschließlich deshalb erworben, damit meine finanzielle Notlage gelöst wird.

Von den Heerscharen von Beratern, Steuerfachleuten, Anwälten, IPO-Beratern, Wirtschaftsprüfern, Volkswirten, Betriebswirten, Banken, Venture-Capital-Gebern usw. um mich herum, die sich mit diesen Dingen beschäftigten (während ich an bis zu 200 Tagen im Jahr auf der Bühne stand), hat mich *keiner*, aber wirklich keiner darauf aufmerksam gemacht, wie es hätte korrekt ablaufen müssen. Es existiert sogar ein Schreiben eines Steuerberaters, in dem dieser ein Darlehen vorschlägt.

Es war unglaublich – und ich hatte das Ganze zu verantworten, während die »feinen Damen und Herren Berater« fette Honorare und Gehälter eingesteckt hatten.

Nun wurde ich aufgrund meiner »Auslandskontakte« in Untersuchungshaft genommen. Wegen »Fluchtgefahr« – dabei hatte ich vorsorglich bei jedem Auslandsaufenthalt der Staatsanwaltschaft zirka zwei Wochen vorher schriftlich mitgeteilt, wo ich sein würde, mit Angabe von Namen und Anschrift des beherbergenden Hotels, Dauer und Grund meines Aufenthalts usw. Aber meiner Meinung nach ging es mittlerweile nicht mehr um einen normalen Fall, sondern schlicht und einfach um ein Politikum: einen »Promi zu hängen«, was immer auch für großen Presserummel sorgt ...

Außerdem wurde mir vorgeworfen, dass ich

1. in meiner finanziellen Krise private Vermögenswerte zu retten versucht habe,
2. eine falsche eidesstattliche Erklärung abgegeben habe, indem ich diese Vermögenswerte verschwiege.
3. Steuern hinterzogen habe.

Ich möchte dazu festhalten, was ich auch in meinem Geständnis vor Gericht gesagt habe:

Ja, ich habe Fehler gemacht. Fehler, die ich bitter bereue und für die ich mehr als hart büße und für die ich die volle Verantwortung übernehme. Ich möchte diese Fehler nicht beschönigen, sondern versuchen, sie zu erklären. Ich bin auch nur ein Mensch und in der Phase unmittelbar nach der Insolvenzanmeldung am 17.12.2001 geriet ich in absolute Panik. Ich wollte wieder mit einem neuen Unternehmen starten und beging leider Fehler.

Ja, ich habe alle drei mir vorgeworfenen Straftaten begangen:

Da ich für viele Millionen als Privatperson haftete, drohte mir persönlich die private Insolvenz. Ich hatte jedoch die feste Absicht, allen Gläubigern meine Verbindlichkeiten zurückzahlen und deshalb wollte ich unbedingt von vorne beginnen. Meine Altersvorsorge in Höhe von ca. 300 000 Euro versuchte ich in meiner Panik an der drohenden privaten Insolvenz vor-

beizuschmuggeln, was den Straftatbestand des Konkursbetruges bedeutete.

Bei einer späteren eidesstattlichen Versicherung über meine Vermögensverhältnisse verschwieg ich diese noch vorhandenen Mittel – was den Straftatbestand des Meineids bedeutete.

Und bei der staatsanwaltschaftlichen Untersuchung wurde eine versuchte Steuerhinterziehung in Höhe von 10000 Euro festgestellt – alleine für diesen Straftatbestand erhielt ich später 10 Monate Einzelstrafe ...!!!

Ich kann meine Familie, Freunde und Kunden einfach nur um Verzeihung bitten. Was aber die Untersuchung auch ergab: die von der Presse teilweise kolportierte Veruntreuung von privaten Anlegergeldern hat nicht stattgefunden. Auch habe ich im Namen der Firma INLINE keinerlei betrügerische Handlungen, insbesondere keinen Anlagebetrug vorgenommen.

Es ist schon Ironie des Schicksals: Ein von der Staatsanwaltschaft beauftragtes Wirtschaftsprüfergutachten hat ergeben, dass die INLINE AG zum Zeitpunkt der Durchsuchung, am 17.12.2001, weder zahlungsunfähig noch überschuldet im strafrechtlichen Sinn war. Das heißt, ohne Durchsuchung hätte die INLINE AG mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein paar Tage später die Finanzierung erhalten, es hätte keine Insolvenz gegeben, ich hätte manchen Fehler nicht begangen – und ich wäre heute ein vollkommen unbescholtener Bürger. Leider hatte die Presseberichterstattung, die die Staatsanwaltschaft zu Ermittlungen gegen mich bewog – dadurch, dass eine Insolvenz der INLINE AG angedeutet worden war –, alles verändert. Aber alles Klagen, alles Wenn und Aber nützt nichts, ich blicke nach vorne.

Ich erzähle nun weiter von meinem Gefängnisalltag. Nach drei Tagen wurde ich in Untersuchungshaft verlegt und bekam, Gott sei Dank, eine Einzelzelle.

Kerstin hatte mir Kleider mitgebracht, die ich nun ins Zimmer bekam. Man gab mir Zeit, mich einzurichten, die Zelle sauber zu machen, ein paar Dinge (Putz- und Spülmittel, Lappen, etc.) vom Hausarbeiter zu besorgen.

Und dann putzte ich. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich mich darauf, nur noch fixiert auf die Reinigungstätigkeit. Dieses Zimmer war jetzt mein Zuhause, mein »Heim«. Für wie lange? Ich putzte den Boden, ich schrubbte den Schrank, den Stuhl, das Regal, das Bett, das Fenster, die Lampe, die Türe, zuletzt das Klo. Ich putzte, wischte, wrang – schwitzte dabei, aber dachte nichts, ich war nur noch auf diese Aufgabe versessen. Ich kippte Eimer für Eimer mit Dreckbrühe weg. Alles im Zimmer hatte einen gelben Nikotinbelag, entstanden durch unzählige in dieser Zelle gerauchte Kippen.

Dies war jetzt mein Raum, es würde die sauberste Zelle in der Justizvollzugsanstalt werden, setzte ich mir zum Ziel. Und ich, der ich noch nie in meinem Leben geputzt hatte, geschweige denn Toiletten mit den Rückständen meines »Vormieters«, ich putzte mit einer solchen Inbrunst, die dieser Tätigkeit fast etwas Spirituelles anhaftete. Und das war es für mich auch. Ich tat das erste Sinnvolle seit meiner Inhaftierung!

Um 22 Uhr war ich fertig, verschwitzt, aber stolz und glücklich, denn ich spürte, dass diese Tätigkeit etwas war, was ich lernen sollte: Demut.

Müde, aber zufrieden schlief ich an diesem Abend ein.

Mittwoch, 6. November 2002 6 Uhr, Durchsage: »H3 – es ist 6 Uhr«. »H« bedeutet Haus »3« und bedeutet 3. Stock.

Ich stand auf, öffnete das Fenster und ließ frische Luft in meine neue »Wohnung« strömen.

Danach frühstückte ich: Eine Scheibe Brot (von gestern, schon etwas vertrocknet), dünn mit Margarine und noch dünner mit Marmelade bestrichen. Von 8 bis 9 Uhr ist eine Stunde Hofgang. Ich nutze die Zeit und jogge, 80 Meter im Kreis herum, dabei den 60 Häftlingen im Zickzack ausweichend. Anfangs wurde ich von allen belächelt, später taten es mir einige nach und joggten mit. Nach dem Hofgang ist »Aufschluss«, das bedeutet, für 90 bis 120 Minuten ist die Zelle offen. In dieser Zeit heißt es: Zelle putzen (zwei Wischmopps mit Eimer für zirka 40 Inhaftierte), Kleider wechseln (einmal pro Woche ein

frisches Hemd, zweimal pro Woche frische Unterwäsche, alle drei Wochen frische Bettwäsche), Papierkorb ausleeren, evtl. Arztbesuch, Dinge mit den Beamten abklären und mal ein paar Worte reden, mal mit anderen zusammen sein, einen Kaffee trinken – und duschen!

Doch kaum kam ich vom ersten Hofgang zurück, wurde ich von einem Beamten abgeholt – einer meiner Anwälte war da. Ich fluchte, ich war wütend, zornig, so zornig, dass ich fast heulte. Ich hatte nur dreimal pro Woche Aufschluss und mein Anwalt kam genau dann. Konnte er sich denn nicht informieren? Noch dazu war mittwochs von 10.15 Uhr bis 11.15 Uhr Sport, der mir sehr wichtig war, weil ich durch regelmäßige Bewegung meine Rückenschmerzen unter Kontrolle halten konnte. Doch der Sport fiel an diesem Tag sowieso aus, wie ich bei der Rückkehr erfuhr. Die Beamten waren krank.

Am Nachmittag reichte es mir dann: Ich stapelte Tisch, Stuhl und Hocker auf mein Bett und hatte jetzt 3x1 Meter Platz für meine gymnastischen Übungen. Eine Stunde lang machte ich jetzt Kniebeugen, Sit-ups, Liegestützen, Rückenübungen, bis ich vor Erschöpfung fast zusammenbrach. Natürlich vollkommen unvernünftig, aber all den Schmerz konnte ich dadurch loslassen. Die regelmäßige körperliche Betätigung wurde zu einem der wichtigsten Bestandteile meines Tagesablaufs. Ich wollte fit und voller Energie diesen Knast wieder verlassen und weigerte mich schlicht, in Lethargie zu verfallen und zerbrochen zu werden. Solange ich trainierte, spürte ich, dass ich lebendig war. Ich war vollkommen durchgeschwitzt – und zufrieden. Ich steckte meinen Kopf unter den Wasserhahn und spülte den Schweiß mit eiskaltem Wasser ab – im Zimmer gab es nur eiskaltes Wasser und Shampoo hatte ich keines. Aber egal, das härtet ab, dachte ich mir, als es mir fast die Kopfhaut zerriss. Und dann noch die Rasur mit dem Einwegrasierer mit einer Klinge, die eine Woche halten musste. Die Folge dessen konnte ich jeden Tag beim Hofgang sehen – alle Jungs hatten, genau wie ich, mehrere Schnittwunden im Gesicht ...

Donnerstag, 7. November 2002 Ich legte jetzt eine feste Routine zurecht, um ein wenig »Ordnung« in mein neues Leben zu bringen:

- 6.00 Uhr: Wecken, Aufstehen
- 6.00– 8.00 Uhr: Frühstück, Lesen, Putzen
- 8.00– 9.00 Uhr: Hofgang: Joggen oder Tischtennis spielen
- 9.00– 9.30 Uhr: »Körperpflege« und verschwitzte Sachen aufhängen
- 9.30–10.45 Uhr: Lesen
- 10.45–11.30 Uhr: Essen holen: Mittagessen
- 11.30–12.30 Uhr: Lesen
- 12.30–13.00 Uhr: Dösen
- 13.00–14.00 Uhr: Bibel lesen und beten
- 14.00–15.30 Uhr: Schreiben, Denken, Arbeiten
- 15.30–16.00 Uhr: Tasse Tee trinken und Abendessen holen
- 16.00–18.00 Uhr: Briefe schreiben
- 18.00–18.30 Uhr: Abendessen
- 18.30–20.00 Uhr: Schreiben, Denken, Arbeiten,
Briefe schreiben
- 20.00–22.00 Uhr: Lesen
- ab 22.00 Uhr: Schlafen, bzw. versuchen einzuschlafen.

Da ich allerdings anfangs keine Uhr hatte (meine Armbanduhr war mir abgenommen worden), musste ich mich bei den Zeiten auf mein Gefühl verlassen. Da die »Russen«, die auch inhaftiert waren, tagsüber schliefen und erst ab 20 Uhr munter wurden, war das Einschlafen vor 2 Uhr nachts schwierig. Sie lachten, schrieten, grölten, öffneten die Fenster und unterhielten sich von Zelle zu Zelle, das heißt, sie schrieten sich über eine Entfernung von 30 Metern an. Darüber hinaus war der Fußboden mit PVC ausgelegt: Jedes Stühlerücken in der Etage über mir sorgte für neuerliche Wachsamkeit. Hinzu kamen die Sorgen, Ängste, Sehnsüchte, sobald ich »abschaltete« und einschlafen wollte. Meist schlief ich erst um 2 Uhr oder um 3 Uhr ein, aber da ich auch nicht so viel »leistete« wie früher und

mittags etwas döste, reichte mir der Schlaf aus. Ich war sogar froh, nicht so lange zu schlafen, denn meine Nächte waren eine einzige Aneinanderreihung von Alpträumen, wie die Perlen einer Kette.

Erkan und Iwan, von denen ich schon erzählt habe, hatten mir einige Sachen gegeben, um mir anfangs etwas zu helfen, obwohl sie selber nicht viel hatten. Von Iwan bekam ich eine Rasierklinge für meinen Rasierer und einen Tauchsieder (er lag auf einer »4-Mann-Zelle« und sie hatten zwei). Von Erkan bekam ich etwas »Maxwell« (= löslicher Kaffee) und eine Tafel Schokolade. Ich teilte mir die Schokolade genau ein, denn erst eine Woche später, am 14. 11. würde »Einkauf« sein. Erst an diesem Tag erfuhr ich, dass Iwan kein »Eigengeld« besaß, und trotzdem hatte er mir seine wertvolle Rasierklinge gegeben. Und Erkan hatte bei jedem Einkauf ein schlechtes Gewissen seiner Familie gegenüber, denn ohne ihn, der nun schon fünf Monate in Untersuchungshaft saß, war sein Baugeschäft praktisch bankrott und die Familie lebte mittlerweile von Sozialhilfe.

Ich habe im Knast viele Einzelschicksale kennen gelernt. Den russlanddeutschen Ausländer, der nicht zum Bund wollte, desertierte und wieder zurück nach Russland zog. Als sein Vater, der mit seiner Mutter in Deutschland lebte, krank wurde, kam er zurück und wurde sofort festgenommen. Er ist 28 Jahre alt, sitzt seit vier Monaten hier in Untersuchungshaft, hat Frau und ein Kind – die 2000 Kilometer entfernt in Moskau saßen ohne Einkommen, ohne Geld. Er hatte Tränen in den Augen, als er es mir erzählte. Er hatte immer noch keine Bilder von Frau und Kind – er würde es nicht verkraften können, sie anzuschauen. Ich konnte das so gut verstehen und nachvollziehen. Die Bilder der Familie anzusehen ist am Anfang ein Gefühl, als wenn das Herz in Flammen steht und gleichzeitig in einer Schraubpresse zusammengepresst wird. Es ist ein absolut nicht auszuhaltender Schmerz.

Ich brauchte vier Wochen, bis ich in der Lage war, Bilder von Kerstin und meinen Söhnen aufzuhängen – vorher ertrug ich es einfach nicht, der Schmerz war zu groß.

Es gab alle Sorten von Häftlingen hier, auch Mörder und die so genannten »Kinderficker«. Bitte verzeihe diese Ausdrucksweise, aber so werden diese Häftlinge hier genannt. Sie werden besonders bewacht, haben auch einen eigenen, separaten Hofgang, denn sonst würden sie im Knast nicht lange überleben, wie es hieß. Sie werden von den anderen Häftlingen entsprechend »behandelt«. Was veranlasst einen Menschen, so etwas zu tun? Wenn ich sie beim Hofgang von meinem Zellenfenster aus beobachtete, sah ich auch erst mal nur Menschen. Bitte verstehe mich richtig – ich will um Gottes willen nicht rechtfertigen, was sie getan haben, aber auch sie hatten eine Geschichte, 95 Prozent wurden selber als Kinder misshandelt.

Ich empfinde für jeden hier Mitgefühl, das ist etwas, das ich gelernt hatte. Früher hatte ich für gestrauchelte Menschen kein Verständnis, schade, aber ich habe noch viel Zeit vor mir, anderen Menschen mehr Mitgefühl zu geben als früher. Der Knast ist auch ein guter Lehrmeister.

Montag, 11. November 2002 Heute war der Beginn des Karnevals: HELAU!

Gestern kam wieder ein großer Bericht über mich im Fernsehen.

Fast der ganze Knast, Häftlinge wie Beamte, hatten den Bericht gesehen. Jeder sprach mich darauf an, ich war etwas »Besonderes«, aber ich saß genauso wie jeder andere Inhaftierte hier, hatte die gleichen Sorgen, Ängste, Zweifel, Nöte und Bedürfnisse. Einer der Beamten erzählte mir sogar, dass er ein großer Fan von mir sei, er hatte meine Bücher gelesen und war schon einmal in einem meiner Seminare. Toll, auch hier habe ich meine Fans ... Insgesamt stellte ich fest, dass vier der Beamten Seminare bei mir besucht hatten.

Abends musste ich, wie so oft, an Kerstin denken, sie fehlt mir so. Ihre Wärme, ihr Geruch, ihre Haut, ihre Zärtlichkeit – und im Radio lief das Lied »skin to skin« von Sarah Connor. In meiner Fantasie war Kerstin bei mir, ich stellte mir vor, sie würde mich berühren, streicheln, küssen. Alle meine Sinne wa-

ren darauf konzentriert, sie mir vorzustellen. Ich befriedigte mich selber. Als ich fertig war, weinte ich, denn jetzt, wo die Vorstellung weg war, war sie eben nicht bei mir und ich war alleine. Und der alleine erlebte Orgasmus mag den Druck genommen haben, es war ein »Abreagieren«, aber es blieb für mich ein Akt der Kälte, der Einsamkeit, ohne Seele – ja, genau, das war es, mir fehlte Kerstins Seele oder besser gesagt ihre Hälfte, denn ihre und meine Seele sind eins. Das wurde mir mehr und mehr klar. Wir sind Seelenverwandte.

Das Gefängnis ist eine Welt für sich. Ein Land, ein eigener Staat, abgegrenzt, eingesäumt, bewacht. Ein Staat, der sich um die Grundbedürfnisse seiner »Bürger« kümmert. Jeder Gefangene bekommt ca. 2200 Kalorien, die sein körperliches Überleben sichern. Er hat täglich eine Stunde Hofgang.

Es gibt einen Arzt, Krankengymnastik, Zahnarzt, Psychologen, alle zwei Wochen die Möglichkeit zum Einkauf, eine Bücherei, eine Sporthalle und einen Sportplatz (den Untersuchungshäftlinge aber nicht benutzen dürfen). Es gab eine Küche und eine Wäscherei.

Duschen darf man dreimal pro Woche. Einmal im Monat kommt ein Frisör. Er bekommt, so heißt es, drei Euro pro »Kopf« – egal ob schön oder modern geschnitten. Die Masse macht den Stundenlohn aus – Akkordarbeit im Frisörhandwerk. Zwölf »Köpfe« müssen pro Stunde durchgeschleust werden, dann lohnt sich's. Aber gemessen an der Zeit war mein Haarschnitt gar nicht mal so schlecht.

Sonntags ist immer um 8 Uhr Gottesdienst. Zwei Sonntage hintereinander zelebriert von einem evangelischen Pfarrer, zwei Sonntage von dem katholischen Pfarrer Erhard, einem Verwandten des ehemaligen Kanzlers Ludwig Erhard. Zu Beginn meiner Inhaftierung machte sich die Anstaltsleitung anscheinend Sorgen, ich könnte mir etwas antun, jedenfalls wurde ich gleich Pfarrer Erhard vorgeführt. Wir unterhielten uns und ich erklärte ihm mit Vehemenz, dass ich das schaffen würde. Ich würde nicht aufgeben und allem widersprechen, was ich

auf der Bühne anderen erzählte – und auch nicht meiner spirituellen Einstellung.

Seit etwa 25 Jahren hatte ich, von Ausnahmen abgesehen, keinen Gottesdienst mehr besucht, obwohl ich ein spirituelles Leben führe. Hier aber besuchte ich jeden Sonntag die Messe und war sehr überrascht, dass die Kirchenplätze, zirka 150, fast alle belegt waren. Einige nützen den Gottesdienst, um ihre Zelle verlassen und etwas Abwechslung zu haben. Viele aber scheinen ernsthaft religiös zu sein.

Ein seltsames Bild: Katholiken, Protestanten, Mohammedaner, Atheisten, Russisch Orthodoxe, sogar ein paar Buddhisten und Hinduisten feiern gemeinsam, ausgerechnet im Knast, friedlich den Gottesdienst. Und es gibt sogar einen Gefangenenorchester. Hallelujah!

Mittwoch, 13. November 2002 Der »schönste« Tag seit meiner Inhaftierung: Nach 14 Tagen endlich EINKAUF. Für ca. 25–50 Euro können die meisten Gefangenen zweimal im Monat Persönliches einkaufen. Zwei Tage vorher besorgte ich mir die Einkaufsliste der Artikel, die erworben werden konnten, und die entsprechenden Preise. Und dann nahm ich mir zwei Stunden Zeit und kalkulierte und plante meinen Einkauf – so wie ich früher Business-Pläne erstellte ...

»Spezial-Produkte« wie alle Arten von Elektroartikeln (Fernseher, Tauchsieder, Leselampen, Dreierstecker) müssen zwei Tage vor dem Einkauf genehmigt sein. Sportartikel jeglicher Art können nur einmal pro Monat gekauft bzw. bestellt werden, Lieferdauer: zwei bis vier Wochen, natürlich nur mit Genehmigung. Wer keine Sportsachen hat, darf auch keinen Sport treiben. Uhren (meine eigene durfte ich nicht haben) müssen ebenfalls vorher beantragt und genehmigt werden. Es gibt nur eine Einheitsuhr für 4,99 Euro ohne Garantie, wie mir die Verkäuferin gleich erläuterte. Später wusste ich, warum, denn meine Uhr war nach dem Auspacken gleich defekt.

Dann war es endlich so weit: Die ganze Etage H3 durfte zum Einkauf. Ich schnappte mir also meine Einkaufsliste und mei-

nen Kugelschreiber und los ging es Richtung Einkaufsladen. Jeder Weg, den man in der Justizvollzugsanstalt zurückzulegen hatte, dauerte lange, denn etwa alle 10 bis 25 Meter ist eine Tür vom »Schließer« auf- und zuzuschließen. Diese Verzögerung steigerte noch meine Spannung. Es war wieder wie damals, als ich ein Kind war und das Weihnachtsfest vor der Tür stand. Mein Puls beschleunigte sich mehr und mehr, mein Blutdruck stieg und in meinem Bauch hatte ich ein freudig angespanntes, erwartungsfrohes Gefühl. Dann steigerte sich die Spannung fast ins Unermessliche, denn es durften nur immer fünf Häftlinge gleichzeitig einkaufen. Endlich war es so weit – ich durfte eintreten. Der Laden war eher klein, ohne Fenster, vielleicht 80 qm groß und unglaublich zugestopft, eng, warm und stickig – aber wie das Paradies, zumindest der materielle Teil des Gartens Eden.

Ich habe mich an diesem Tag wohl ähnlich gefühlt wie die damaligen DDR-Bürger 1989, als sie zum ersten Mal in den Westen kamen und freie Auswahl beim Einkaufen hatten – und alles kaufen konnten, was das Herz begehrt –, natürlich nur im Rahmen des zur Verfügung gestellten Begrüßungsgeldes. Ich war wie im Rausch, mein Einkaufswagen füllte sich mit lauter tollen Sachen – Dingen, die noch vor zwei Wochen bedeutungslos gewesen waren, da normal, alltäglich, keiner Rede geschweige denn des Nachdenkens wert. Wer, der jetzt diese Zeilen liest und in Freiheit ist, gerät beim Gedanken an Reißzwecken oder Tesafilm in einen freudigen Erregungszustand? Jetzt konnte ich endlich die Bilder meiner Lieblinge an die Wand heften! Wer kennt die Freude beim Kauf einer »4,99 Euro-Uhr«? Ich lebte nun schon 14 Tage ohne Zeit und wusste beim Aufwachen nachts nicht, ob es 2 Uhr oder schon 5 Uhr war, ob das Essen in 30 Minuten oder erst in zwei Stunden kommen würde. Ich entschied mich als Erstes für ein Pfund Jacobs Kaffee, Plastikfilter und 100 Filtertüten. Täglich eine oder zwei Tassen frisch gebrühter Kaffee, nicht unbedingt gesund, aber hier »drinnen« verhiess der Gedanke daran: Erinnerungen, Gefühle des Heims, der sonntäglichen Kaffeerrunde

mit der Familie, der Behaglichkeit, ja der Geborgenheit. Oder der Deoroller – in den letzten Tagen hasste ich meinen eigenen Geruch. Jetzt würde ich zumindest ein Mindestmaß an körperlicher Hygiene tätigen können. Deshalb noch ein »richtiges« Shampoo von Schwarzkopf und nicht dieses »Klebemittel« der Justizvollzugsanstalt, das noch dazu seit fünf Tagen »aus« war, also fünf Tage keine Haarpflege außer mit Wasser. Und dann Schokolade, nach 14 Tagen! Au ja, ich entschied mich für ein Mars, ein Snickers, ein Hanuta – egal, hinein damit. Das vielleicht Schönste überhaupt, genauso fantastisch wie beim Mauerfall: frisches Obst! In den letzten 14 Tagen bestand meine Obstration aus genau einem Apfel und einer Birne. Jetzt kaufte ich Kiwis, Mandarinen, Bananen ...

Der Einkaufswagen füllte sich: Joghurt, Müsli (statt dem beschissenen vertrockneten Marmeladenweißbrot zum Frühstück), Rasierklingen, Hautcreme, Pinzette, Büromaterial (Es tut weh, dafür die Euros teilweise auszugeben, aber ich musste Ordnung schaffen und von außen durfte nichts in die Justizvollzugsanstalt herein – also Ordner, Locher, Tesa-Film, Schere, Kuverts, Briefmarken). Milch fürs Müsli, Nutella (man gönnt sich ja sonst nichts), ein Tischtennisschläger mit Bällen und aktuelle neue Zeitschriften: Focus, Stern, Spiegel – egal, hinein, Hauptsache lesen! Endlich stand ich an der Kasse, die Verkäuferin tippte die Warenpreise in ihre Kasse ein.

Schock – ich hatte zu viel eingekauft! O nein, jetzt musste ich wieder etwas herausnehmen, da gibt's keine Ausnahmen! Trotzdem, ich hatte einen großen Kasten voll – was für ein wunderbarer Tag heute, mir lief schon das Wasser im Munde zusammen. An diesem Abend aß ich dann ein »Festmahl«. Herrlich! Mann, was geht es mir gut.

Erst am nächsten Morgen bekam ich mit, dass es auch Gefangene gibt, die nichts einkaufen können, weil sie kein Geld – Eigengeld, wie es hier hieß – eingezahlt haben, teils gar nicht einzahlen konnten. Auch Iwan gehörte zu ihnen. Eine Woge des Mitgefühls durchflutete mich. Was musste es für diese Menschen bedeuten, ansehen zu müssen, wie (fast) alle anderen ein-

kaufen, glücklich waren, genießen konnten – und sie waren ausgeschlossen, mussten zusehen, vielleicht rochen sie an diesem Abend sogar etwas, sahen vielleicht sogar ihre Zellenkollegen schwelgen – und sie blieben außen vor. Es ist schon grausam, nichts oder wenig zu haben. Und noch viel grausamer ist es, diese Dinge vor Augen zu haben und zusehen zu müssen, dass die anderen »es« haben können, nur man selbst nicht.

Ich beschloss, etwas abzugeben. Ich packte für Iwan ein Paket mit Obst, Schokolade, einer Rasierklinge, Multi-Vitamin-Tabletten. Als ich das Paket fertig hatte, nahm ich – ich schäme mich dafür – wieder ein paar Sachen raus. Der Egoismus lässt sich nicht so einfach vollständig besiegen. In den nächsten Tagen schenkte ich mal diesem, mal jenem etwas, meist etwas Süßes. Ich werde nie die Augen derjenigen vergessen, wie sie mich anschauten: ungläubig, erstaunt, freudig, dankbar, alles nur wegen etwas Schokolade.

Die Beamten der Justizvollzugsanstalt waren, zum größten Teil, in Ordnung, das heißt nicht nur korrekt, sondern höflich, ja im Rahmen ihrer Dienstordnung, ihrer Regeln und Vorgaben bemüht zu helfen. Ein ganz besonderes Dankeschön an dieser Stelle an die Hausdienstleiter. Natürlich gibt es immer solche und solche – aber die gibt es überall, auch in allen anderen Berufen. Leicht hatten es die Beamten auch nicht: schlecht bezahlt, Wechselschichten, selber die Hälfte ihres wachen Lebens hinter Gittern, eingesperrt in ein System, das unter anderem das Ziel hat, zu strafen, »Härtesignale« an alle potenziellen Straftäter »draußen« auszusenden.

Die Regelbesuchszeit ist eine Stunde im Monat, durch Mikrofone abgehört und von mehreren Beamten durch Glasscheiben beobachtet. Auf Antrag erhielt ich eine zweite Stunde per Sonderbesuchserlaubnis. Wie viele Beziehungen halten es aus, sich nur kurz zu sehen, kaum zu reden, geschweige denn Probleme klären zu können oder sich gar körperlich nahe zu sein, sich Zärtlichkeiten geben zu können? Ich habe hier Häftlinge erlebt, Hünen von Männern, die heulend wie Schlosshunde aus dem Besucherraum kamen, weil ihre zweijährige

Tochter nicht auf Papas Schoß wollte: »Mami, ich habe Angst vor dem Mann.« Häftlinge, die wegen Drogendelikten einsitzen, haben bei Besuchen sogar noch eine Trennscheibe zwischen sich und ihren Liebsten – sie könnten ja, trotz genauer Untersuchungen, Drogen zugesteckt bekommen. Das ist natürlich alles richtig – aber wie lange kann der Partner draußen auf selbst minimalsten körperlichen Kontakt verzichten? Ein Jahr, zwei Jahre, fünf Jahre? Bei solch engen Vorgaben ist es für die Beamten schwierig, den Häftlingen etwas entgegenzukommen. Und so passieren Dinge wie diese: Ein Häftling russischer Abstammung rastete eines Tages vollkommen aus, ging auf einen der Beamten los und schlug ihn krankenhausreif, sodass er erst Wochen später wieder diensttauglich war. Menschlich verständlich, dass solche Vorfälle nicht dazu dienen, ein vertrauensvolles Verhältnis aufzubauen.

Montag, 18. November 2002 Iwan teilte mir mit, dass das von seiner Ehefrau (bald Ex-Ehefrau) einbezahlte Eigengeld »aufgetaucht« sei und er beim nächsten Einkauf wohl darüber verfügen könne. Pech nur, oder besser: Glück, dass er an diesem Tag um 13.30 Uhr Verhandlungstermin hatte und freigesprochen wurde. Freudestrahlend teilte er mir das Ergebnis nachmittags mit, ehe er die verhasste Zelle sofort verließ. Er war also wieder frei, seine Inhaftierung dementsprechend falsch – doch welchen Preis hat diese wiedergewonnene Freiheit gefordert? Seine Beziehung war mittlerweile zerbrochen, dadurch wurde seine Aufenthaltserlaubnis ungültig und dementsprechend würde die Abschiebung zurück nach Moskau nicht mehr lange dauern. Der Job im Hotel war weg, viele tausend Mark Anwaltsgebühren verpulvert und 8½ Monate Untersuchungshaft lagen hinter ihm.

»Mach's gut, Iwan. Danke, du warst der Erste, der sich um mich kümmerte, als ich eingeliefert wurde. Alles Gute für dich und deine Zukunft!«

Die härteste Zeit im Knast ist die Weihnachtszeit. Weihnachten, das Fest der Liebe, Zeit für Besinnlichkeit, Familie, Zärt-

lichkeit, Ferien. Im Knast Zeit des Schmerzes, der Depression, höchster Suizidgefährdung.

Einer hängt sich kurz vor Weihnachten auf, nachts um 2 Uhr. Er ertrug wohl alles nicht mehr. Andere wiederum flippen aus, schreien, klopfen gegen die Türe. Selbstmordgefährdet Erscheinende werden tagelang mittels Psychopharmaka ruhiggestellt. Dieses Weihnachtsfest und Silvester haben sich in meinem Gedächtnis unauslöschlich eingebrannt. Ich glaubte immer, ich hätte bereits den Grad des zu ertragenden Schmerzes erreicht, doch ich musste erleben, dass es immer noch eine Steigerung gibt. Auch an Weihnachten ganz normaler Knastablauf, nur dreimal die Woche Aufschluss der Zelle.

Heiligabend: Kein Besuch. 23 Stunden Einzelhaft.

Erster Weihnachtsfeiertag: Kein Besuch. 23 Stunden Einzelhaft.

Silvester: Kein Besuch. 23 Stunden Einzelhaft.

Neujahr: Kein Besuch. 23 Stunden Einzelhaft.

Und weil an den Feiertagen weniger Beamte arbeiteten, fiel schon mal vier Tage das Duschen aus, der Sport zwei Wochen.

Ich schaffte es trotzdem, auch diese Zeit zu überstehen, indem ich betete, in der Bibel las, und fast pausenlos schrieb: Briefe an die Familie, an Freunde und Fans. Ich schrieb so lange, bis mir die Augen zufielen. Und wenn ich verzweifelt war, betete ich und weinte dabei meist hemmungslos. Zu wissen, dass zu Hause meine Frau und die Kinder sitzen, traurig Weihnachten feiern, ist fast nicht zu ertragen.

Für viele schwer vorstellbar, aber wohl nirgends wird so viel gebetet und geweint wie im Knast. Der Sonntagsgottesdienst wird von bis zu 150 Häftlingen besucht, bei 600 Inhaftierten. Auch die wöchentlichen Bibelstunden sind ausgebucht. Ich nutze darüber hinaus die Möglichkeit, mit Pfarrer Erhard spirituelle, aber auch weltliche Gespräche zu führen, die mir ebenfalls sehr helfen.

Was die Inhaftierung so schwer macht, ist das Wissen um die Familie draußen, besonders, wenn man wie ich kleine Kinder hat. Die ganze Familie wird mit bestraft. Alexander bekam

große psychische Probleme: Angstzustände, die sich so ausweiteten, dass er nicht mehr allein sein konnte, den Fechtunterricht nicht mehr besuchen wollte, sein geliebtes Schlagzeugspiel aufgab, Alpträume hatte und aggressiv wurde. Schließlich mussten wir ihm sogar psychologisch helfen lassen. Maximilian brauchte fast drei Monate, ehe er beim Besuch bei mir auf meinen Schoß kletterte und sich von mir drücken und umarmen ließ. Und meine Frau musste zu Hause, sobald sie das Haus verließ, Spießruten laufen, da natürlich fast jeder sie erkannte und anstarrte.

Die Freunde, die wir hatten, noch hatten, hielten hundertprozentig zu uns, wie auch die gesamte Familie. Sie fingen auch Kerstin auf, damit sie nicht in ein allzu großes Loch fiel. Am Allerbesten aber verhielten sich meine Fans, die mir die Treue hielten und mir damit sehr viel Trost, Kraft und Mut schenkten.

Natürlich gibt es selbst im Knast Hierarchien und Gruppenbildung. Auch Gewalt, physisch und psychisch, ist eine latente Gefahr. Für die JVA ist es natürlich sehr schwierig, dies zu unterbinden, wenngleich sie sich hier sehr bemüht.

Ich wollte weder »Sklave« eines anderen Häftlings sein, noch auf andere Weise fertig gemacht werden. Also trainierte ich in jeder Minute Freizeit wie ein Besessener, um körperlich topfit zu sein. In dieser Welt zählte nicht mehr das geistige Vermögen, sondern die körperliche, animalische Stärke. Und es gelang mir, mich durchzusetzen. Auch in diesem Bereich schor ich mir, nicht aufzugeben. Niemand, kein Häftling, kein Wärter, sollte mich brechen können.

Wenn hunderte von Männern, viele davon mit hohem Aggressionspotential, Tag und Nacht auf engstem Raum zusammengepfercht sind und sich permanent auf den Geist gehen, ist es wohl auch gut nachvollziehbar, wenn es immer wieder zu Aggressionsausbrüchen kommt. Es gab sogar Inhaftierte, die ihre normalen Brotmesser solange an den Wänden schleiften, bis sie eine gefährliche Waffe wurden. Ich lernte sogar, einen

Kugelschreiber zu einer gefährlichen Selbstverteidigungswaffe umzubasteln.

Ganz unten auf der Hierarchieleiter standen die wegen Sexualdelikte Verurteilten, die auch in einem eigenen Bereich, von den anderen Gefangen abgetrennt, untergebracht waren. Doch wenn sie dann einmal unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen durch das Gebäude geführt wurden (auch diese Inhaftierten hatten das Anrecht auf Hofgang, Sport, Einkaufen, Büchereibesuch, Gottesdienst usw.) wurden sie aggressiv auf das Übelste von den anderen Gefangenen angegangen.

Wenn man längere Zeit in einem solchen »Etablissement« zu Gast ist, kann man sich entweder in der Hierarchie ganz unten einreihen, was bedeutet, bestimmten Restriktionen der anderen Gefangenen ausgesetzt zu sein – oder sich durchsetzen. Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit!

In meiner schlimmsten Zeit las ich die Autobiographie von Nelson Mandela »Der lange Weg zur Freiheit«. Er beschreibt dort, wie er 27 Jahre inhaftiert war, unter unmenschlichen, entwürdigendsten Umständen: Ganzjährig kurze Hose, kurzes Hemd, (auch bei nur 5 Grad), schlafen auf dünner Sisalmatte auf dem Boden. Dreimal am Tag dünne Maissuppe, kein Fleisch, kein Obst, harte körperliche Schwerstarbeit im Steinbruch, Redeverbot während der Arbeit, erster Besuch seiner Frau nach sechs Monaten, der zweite nach zweieinhalb Jahren. Seine Tochter, die bei seiner Verhaftung eineinhalb Jahre alt war, sah er erst nach vierzehn Jahren wieder.

Aber: er hat es geschafft! Er hat nie aufgegeben! Er hat durchgehalten! Er hatte ein Ziel – ich auch!

Dieses Buch rettete mich. Es gab mir Kraft: Wenn Nelson Mandela 27 Jahre harte Haft überstand, dann würde ich meine Zeit, die viel kürzer ist, auch schaffen. Ich bekam wieder Kraft und Mut. Ich setzte mir neue Ziele: Voller Energie und Gesundheit werde ich diesen Knast verlassen. Das bin ich meiner Frau, meiner Familie, meinen Freunden und Fans einfach schuldig.

Hatte ich eigentlich als halbwegs Prominenter einen Promi-Bonus in dieser Zeit? Nein, keineswegs, im Gegenteil: Alles

wurde bei mir extrem hinterfragt, stärker geprüft, um nur ja keinen Anlass zu geben, man hätte mich bevorzugt behandelt. Auch das Verhalten der »Wärter« (dieser Ausdruck wird nicht gerne gehört, ist aber sehr zutreffend ...) war mir gegenüber in den ersten Wochen und Monaten sehr zurückhaltend und unterkühlt. Allerdings änderte sich dieses Verhalten im Laufe der Zeit, als sie mich näher kennenlernten.

Hier ein paar Informationen für normale Menschen zu ansonsten alltäglichen Dingen:

Frisör: Einmal im Monat kam ein Frisör, der dann an einem Tag ein paar hundert Insassen die Haare schneidet. Pro Haarschnitt gibt es dabei ca. 3 Euro – was dafür sorgt, dass die durchschnittliche Dauer eines Haarschnittes maximal 3 bis 5 Minuten beträgt (ritsch ratsch, mit dem Elektrohaarschneider, einfach die Haare kürzen ...).

Arztbesuch: Hierfür muss natürlich wieder, wie für alles, ein Antragsformular ausgefüllt und abgegeben werden. Dann wird man am nächsten Tag um 6:30 Uhr in seiner Zelle abgeholt und in den Warteraum der Arztpraxis geführt. Dort warten dann auf 10 qm bis zu 15 weitere Häftlinge, ehe nach ca. 1,5 Stunden dann der Arzt den ersten Patienten zu sich herein bittet. Wenn dann alle Patienten behandelt wurden, wird man nach ca. 4 Stunden wieder zurück in seine Zelle geführt.

Zuckerbrot und Peitsche: Das alte Motivationsprinzip von »Schmerz und Freude« wird auch in den JVA's praktiziert: Wer sich lange und ausdauernd genug so fügt, wie es die Anstaltsleitung erwartet, erhält z.B. dann nach und nach, sich steigende Belohnungen: Die Möglichkeit an der Sportgruppe teilzunehmen, ein Job mit der Möglichkeit ein paar Euro zu verdienen (und für Kaffee, Zigaretten etc. eintauschen zu können), eine halbe Stunde Sonderbesuchsrecht pro Monat, später dann der erste Ausgang, irgendwann der erste Urlaub, am Ende die Verlegung in den offenen Vollzug.

Eines Tages wollte man mir dann sämtliche Lockerungen wieder streichen, weil ein Artikel von mir, während meiner Haftzeit, im Playboy erschienen war. Und zwar ein Artikel per-

sönlich von mir erstellt, in dem ich den Knastalltag beschrieb. Ein ungeheuerlicher Vorgang, meinte die Anstaltsleitung und wollte mich entsprechend bestrafen. Nicht nur, dass ich mir die Genehmigung für die Veröffentlichung vom Staatsanwalt persönlich geholt hatte ... Moniert wurde, dass ich in dem Artikel schrieb, ich hätte die Zellenmaße 2 Mal 4 Meter angegeben, also 8 qm – während es in Wirklichkeit doch ca. 9 qm seien. Außerdem beschrieb ich im Artikel, dass bei allen Höfen weltweit immer linksherum gegangen wird – während dessen doch jeder Gefangene gehen kann, wie er möchte. Das waren die beiden Punkte, wegen der ich bestraft werden sollte (aber dann doch nicht wurde, weil der Artikel vom Staatsanwalt genehmigt wurde).

Arbeit: Es gab die Möglichkeit der Arbeit. In der JVA Würzburg z. B. wurden Airbags in Hand-Akkordarbeit in kleinen Gruppen zusammengebaut. Nach meiner Verurteilung wurde ich als erstes dorthin eingeteilt. Ein Knochenjob. Abends hatte ich die Hände voller Blasen, mir taten alle Knochen weh und ich erlebte in der Praxis, wie hart viele Menschen als Arbeiter sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Mein Respekt und meine Achtung vor diesen Menschen, die ihr Leben lang solche Arbeiten durchführen, wuchs damit enorm. Für 8 Stunden harte Arbeit, hatte man dann im Durchschnitt am Monatsende ca. 40 bis 50 Euro Taschengeld. Die Allermeisten kauften sich dafür etwas Kaffee und Zigaretten – während ich mir endlich frisches Obst, Quark und Joghurt und ein paar Vitamine erlauben konnte.

Später wurde ich dann Leiter der Bibliothek mit 10000 Exemplaren – es gibt ja keine Zufälle ... und verdiente den Rekordlohn in der JVA in Höhe von fast 90 Euro pro Monat.

Ein ganz normaler Arbeitstag ...

2003 war ein Jahr mit täglich 35 Grad Hitze. Meine »Arbeitskleidung« in der Bibliothek bestand aus einer blauen langen Hose, sowie einem langärmeligen, grünen Hemd (dieses wurde

im Sommer und Winter gleich getragen). Da die Bibliothek über große Scheibenflächen und ein Zwischenstockwerk direkt unter der Decke verfügte, staute sich dort die Hitze, so dass es mit Sicherheit 40 oder mehr Grad dort heiß war. Ich beantragte schließlich mündlich, ob ich nicht ein kurzärmeliges weißes T-Shirt tragen dürfte. Dies wurde mir jedoch verweigert. Als die Hitze immer unerträglicher wurde, erlaubte ich mir einen schriftlichen Antrag auf ein T-Shirt zu stellen, mit dem Hinweis, die Arbeit sei ansonsten, bei mittlerweile sicherlich 45 Grad in der Bibliothek, kaum 8 Stunden täglich auszuführen. Dies wurde dann so interpretiert, als ob ich mit meiner Arbeit in der Bibliothek unzufrieden sei – und wurde kurzerhand von der Arbeit entbunden. Kritik ist an diesem Ort nicht erlaubt ...

Mein Buch: Während meiner Tätigkeit in der Bibliothek erschien ja dieses Buch in der Öffentlichkeit. Herr Meier (Name geändert), der zuständige Beamte für die Bibliothek (ursprünglich von Beruf Lehrer) kaufte dieses Buch und lies es in der Bibliothek zum Ausleihen präparieren. Das hatte es noch nie in einer JVA gegeben: Da sitzt ein Insasse noch ein – aber schreibt während seiner Inhaftierung ein Buch, veröffentlicht es und es ist Teil der JVA-Bibliothek ... Kein Wunder, das die Anstaltsleitung, als sie diesen Umstand bemerkte, sofort ihr Veto einlegte und das Buch entfernen ließ. Doch da kannten sie Herrn Meier schlecht – er kämpfte bei der Anstaltsleitung und wenige Tage später durfte das Buch von den anderen Insassen wieder ausgeliehen werden!

Probleme durch das Buch: Als das Buch in der Bibliothek ausgeliehen werden konnte, waren das Buch und ich für zwei Wochen Tagesgespräch. Einige »Kollegen« fanden es toll – andere ließen mich ihre Abneigung spüren. Nun ja, ich polarisierte bald auch an diesem Ort, genauso wie in der »freien Wildbahn« ... Doch schließlich verursachte das Buch gewaltigen Ärger: Ich erhielt eine Nachricht von einem Mitgefangenen, in dem er nicht nur mir, sondern vor allem meiner Familie Gewalt androhte. Folgendes war geschehen: Ich schrieb in diesem Buch, dass 86 Prozent der Sexualstraftäter selber als

Kind sexuell missbraucht wurden, was ihre späteren Taten nicht entschuldigen, aber erklären kann. Dies nahm mir einer der Insassen so übel, dass er zu diesem drastischen Mittel griff. Wie sollte ich reagieren? Er würde vor mir entlassen werden und mich erfasste kalte Panik. Mir waren einfach die Hände gebunden. Daraufhin führte ich eine unangenehme Maßnahme durch, die aber absolut sein musste – wenn es um die Unversehrtheit meiner Kinder und Frau geht, verstand und verstehe ich absolut keinen Spaß. Der »Kollege« hatte noch eine lange Zeit die Folgen zu spüren ...

Ausgang und Urlaub: 9 Monate nach meiner Inhaftierung erhielt ich die Erlaubnis zu einem ersten Ausgang: Sonntag von 10 bis 18 Uhr durfte ich die JVA verlassen und endlich wieder meine Familie für 8 Stunden sehen. Kerstin und ich bereiteten alles minutiös vor: Sie holte mich um Punkt 10 Uhr mit unserem Hund Gino an der Ausgangstüre ab – und als mein Hund mich sah, erkannte er mich augenblicklich wieder und die Freude wollte gar kein Ende nehmen. Kerstin und ich fielen uns übergücklich in die Arme und genossen einen langen, liebevollen Kuss. Im Auto hatte sie dann bereits eine frische Ananas in Stückchen geschnitten, denn bei einem Teil Obst pro Woche in der JVA (abwechselnd eine Woche einen Apfel, die nächste Woche eine Birne) gierte ich geradezu auf frisches Obst.

Zu Hause dann tranken wir ein Schlückchen Sekt (Alkohol beim Ausgang war eigentlich strengstens verboten, aber jetzt, 10 Jahre später kann ich es ja zugeben ...) und dann vergaßen wir für einige Augenblicke alles um uns herum und es existieren nur noch wir beide ...

Was ich alles in diese acht Stunden hineinpackte ist unglaublich: Ich spielte mit meinen Kindern, tobte mit meinem Hund, unterbrochen immer wieder um irgendetwas leckeres zu essen, zu trinken, Freunde und Familienangehörige zu grüßen und sie in den Arm zu nehmen, die zu Besuch waren, zwischendurch die ein oder andere Träne zu verdrücken und immer und immer wieder der Blick auf die Uhr:

Nach 9 langen Monaten endlich wieder »normale« Menschen um mich herum. Endlich wieder Bäume, Rasen – ich hatte ja nur Backsteinbauten und Mauern gesehen.

Unaufhörlich rennt der Uhrzeiger weiter, nimmt die Zeit ab, in der ich endlich wieder an der Freiheit schnuppern darf. Wie kann ich die Zeit anhalten, wie kann ich sie verlängern, wie kann ich noch mehr in diese wenigen Stunden hineinpacken?

Und ehe ich mich versah, war es bereits 17.15 Uhr und wir mussten mit dem Auto zurück nach Würzburg – eine Verspätung hätte bedeutet, dass ich eine Ausgangssperre für die nächsten Monate riskierte.

Und nach diesem Tag höchsten Glückes, spürte ich abends dann wieder größten Schmerz.

Der Neuanfang – mein Comeback

Anfang Oktober 2003 erhielt ich die Nachricht, dass ich im November in den offenen Vollzug verlegt werden sollte. Dies bedeutete: Wenn ich eine Arbeitsstelle hätte, würde ich in einem separaten Haus außerhalb der JVA untergebracht werden, so dass ich nur noch nachts zum Schlafen bleiben musste. Tagsüber würde ich meiner normalen Tätigkeit nachgehen und am Wochenende hätte ich regelmäßig Ausgang und Urlaub. Also fast wieder ein »normaler« Lebensumstand. Also beauftragte ich Kerstin damit, mir eine Arbeitsstelle zu suchen. Doch während ich noch vor zwei Jahren 50 000 DM Tagesgage erhielt, um die größten und besten Firmen zu beraten (ich schulte 83 der 100 größten, deutschen Unternehmen) wollte mich nun niemand mehr einstellen – selbst der Dumpinglohn von 1 000 Euro konnten daran nichts ändern.

Ich war ein Paria, ein Aussätziger, ein Krimineller, ein Gescheiterter, eine »Persona non grata« (eine unerwünschte Person) und niemand wollte sich die Finger daran verbrennen, mich für ein halbes Jahr im offenen Vollzug einzustellen. Schließlich aber erklärte sich, auf Nachfrage mein Freund Gerald Mützel bereit, der ein Versicherungsmaklerunternehmen in Schweinfurt betreibt, mich für diese Zeit anzustellen. Lieber Gerald: Ich werde dir das nie vergessen und dir auf ewig dankbar sein!

Und so wurde ich Anfang November in das Gebäude des offenen Vollzugs, außerhalb der JVA verlegt.

Weihnachten und Silvester 2003 durfte ich dann zu Hause verbringen. Weitere gute Freunde von uns, Andrea und Reiner Wössner aus dem Schwarzwald, kamen zu Besuch (denn ich

durfte im Urlaub meinen Wohnort nicht verlassen). Es war auf der einen Seite ein wunderbares Erlebnis, Weihnachten wieder im Kreise der Familie verbringen zu dürfen – andererseits war es auch gleichzeitig wiederum sehr traurig:

Denn zwei Tage vor meinem Urlaub erhielten wir ein Schreiben, dass am 29. Januar 2004 die Zwangsversteigerung unseres Hauses stattfinden würde. Man stelle sich das einmal vor: Auch noch das letzte, das allerletzte was uns noch geblieben war, sollte nun zwangsversteigert werden. Geld, Schmuck, Uhren ja sogar meine Fitnessgeräte und das Hausinventar (bis hin zu den Manschettenknöpfen ...) waren bereits unter den Hammer gekommen, nunmehr sollte es auch noch das Haus erwischen. Und so kam, was kommen musste: Anstatt ein paar Tage unbeschwert und glücklich im Kreise meiner Familie verbringen zu können, lag ich praktisch eine Woche mit unerträglichen Rückenschmerzen flach. Erst am Silvesterabend tranken meine Frau und ich ein Glas Sekt darauf, dass wir dann eben von Schweinfurt wegziehen und noch einmal komplett von vorne in München beginnen würden. Wir ließen also unser Haus geistig und seelisch los. Gleichzeitig aber unternahm ich nochmals einen letzten Versuch, und rief am 2. Januar 2004 bei der finanzierenden Hypothekenbank an und startete einen verzweifelten Rettungsversuch (diesmal jedoch frei und in der Gewissheit: Wenn es nicht funktioniert, starten wir eben in München).

Und das Unmögliche gelang: Ich überredete den zuständigen Mitarbeiter dazu, die Zwangsversteigerung auszusetzen und uns die Chance zu geben, die Hypotheken nach meiner Rückkehr am 1. Mai 2004 dann zurückzuführen. Kannst Du Dir tatsächlich so etwas Verrücktes vorstellen? Ein immer noch Inhaftierter, mit einem Monatseinkommen von 1000 Euro brutto, schafft es, die drohende Zwangsversteigerung in einem letzten verzweifelten Telefonat wegzuverhandeln? Ach ja, übrigens: Wir wohnen heute immer noch in diesem Haus ...

Bei meiner Verurteilung am 8. April 2003 hatte meine zuständige Richterin Singer, freundlicherweise in meinem Urteil

schriftlich bestätigt, dass die begangene Veruntreuung die dann so groß in den Medien dargestellt wurde, ausschließlich zu Lasten meines Sohnes Alexanders und zu 94% zu meinen eigenen Lasten ging. Deshalb schlug sie vor, dass meine dreijährige Haftstrafe auch nach 4 Monaten zur Bewährung ausgesetzt werden sollte. Der Staatsanwalt hatte sich damit einverstanden erklärt.

Doch als es nun so weit war, und ich Antrag auf Halbstrafe stellte – stellte sich der Staatsanwalt taub: So etwas hätte er nie vereinbart, das könne er auch gar nicht, usw. Die JVA stellte sich auf den Standpunkt, dass niemand in Würzburg Halbstrafe bekäme, lediglich Entlassung nach 2/3 Verbüßung der Strafe bis heute bekommen hätte, usw.

Gibt es so etwas? Da hatte ich mich auf einen sogenannten »Deal« eingelassen, der folgendermaßen lautete: Der Staatsanwalt fordert entweder 5 bis 6 Jahre Haft – oder ich erkläre mich in allen Anklagepunkten komplett schuldig und erhalte nur 3 Jahre Haft, aus der ich dann nach der Verbüßung der halben Strafe entlassen werde.

Und nun, 1,5 Jahre später war davon keine Rede mehr. Wenn nicht die Richterin Singer diese Vereinbarung im Urteil schriftlich festgehalten hätte, hätte man mich weitere 6 Monate schmoren lassen – so aber wurde ich offiziell zum 30. April 2004 entlassen. Die JVA Würzburg gab eine Presseerklärung heraus, in der eine Entlassung zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht wurde. Um jedoch einem Presserummel zu entgehen, schenkte man mir einen Tag Haft, so dass ich am 29. April schließlich entlassen wurde.

Als die Türe aufging begrüßte mich jubelnd Kerstin, die den bekannten Moderator Markus Lanz dabei hatte. Markus stand auch während unserer schweren Zeit zu uns und wollte über unseren Neuanfang unbedingt bei RTL berichten.

Nach diesen Aufnahmen wartete dann bereits Paul Sahrer, Chefredakteur der Bunte, der ebenfalls auf mehreren Seiten über meine Entlassung berichtete. Und dann stand ich da:

Wir schreiben den 1. Mai 2004 und mich plagten für die

nächsten ca. 28 Jahre immer noch ca. 6,6 Millionen Schulden. Als ich mit Kerstin in diesen ersten Tagen der Freiheit an einem Bettler in der Schweinfurter Innenstadt vorbeilaufe, ihm einen Euro in seinen Hut schmeiße, sage ich zu ihr: »Weiß du eigentlich Schatz, dass dieser Mann jetzt eigentlich Millionen mehr hat, als wir – er hat einen Euro im Hut, wir dagegen 6,6 Millionen Schulden ...

Und dies war der Stand zu meinem Comeback am 1. Mai 2004:

- Als Geschäftsräume diente uns unser Kellerraum.
- Kerstin hatte sich Geld von ihrer Mutter geliehen und für 250 Euro, 10 Jahre alte gebrauchte Büromöbel von unserem guten Freund Gerald Mützel abgekauft.
- Für 350 Euro hatte sie in einem Secondhand-Computer-Shop, gebrauchte Computer, Bildschirme, Tastaturen und Nadeldrucker (!) erworben.
- Wir hatten Schulden und keinerlei Geld – weder für Werbung noch für Prospekte drucken, noch für einen Internetauftritt, noch für einen Kopierer: Wir legten ein Kästchen an mit der Aufschrift »Kopien« in das jeden Tag die Vorlagen mit der Anzahl der gewünschten Kopien hineingelegt wurden. Täglich fuhren dann entweder Kerstin, mein Schwager und bester Freund Agi oder ich selber 14 Kilometer nach Schweinfurt und zurück um die erforderlichen Kopien machen zu können. Erst 7 Monate nach dem Neustart konnten wir uns dann einen ersten Kopierer für 995 Euro leisten ... Erst nach acht Wochen hatten wir die nötigen finanziellen Mittel, um einen Internetauftritt zu starten. Was wir aber hatten, waren drei Dinge:

- 1. Glaube!**
- 2. Einsatzbereitschaft!**
- 3. Wissen und Weisheit!**

Das Leben kann Dir (fast) alles nehmen: Das Leben kann Dir in einem Moment Deine Firma nehmen – Du gehst pleite. Das Leben kann Dir in einer einzigen Sekunde Deine Gesundheit nehmen – Du erfährst von einer schweren Erkrankung. Das Leben kann Dir Dein Geld nehmen – im September 2008 erfuhren viele Rentner über die Presse von der Pleite der Lehmann-Brothers Bank mit einhergehender Vernichtung von teilweise kompletten Altersvorsorge-Vermögen. Das Leben kann Dir Deinen Arbeitsplatz nehmen – eben warst Du noch glücklich, jetzt erfährst Du von Deiner Entlassung. Das Leben kann Dir Deinen Namen, Deinen Ruf, Deine Freunde, Deine Spielsachen, sogar Deine Freiheit nehmen – aber Deinen Glauben, Deine Hoffnung, Deine Einsatzbereitschaft und das, was Du als Wissen und Weisheit in Dir besitzt, kann Dir nur eine Person nehmen:

Du selbst!

Solange Du an Dich glaubst, solange Du Hoffnung hast, solange Du nicht aufgibst, ist es niemals zu Ende.

Ich weiß noch genau, als ich frisch inhaftiert war, wie ich mehrere Phasen durchlebte:

Die ersten zwei Wochen dachte ich immer, ich träume und wache bald aus meinem Alptraum auf – aber langsam registrierte ich, dass es der Realität entsprach.

Die nächsten zwei Wochen waren dann mit Zorn und Wut erfüllt: Warum hatte man ausgerechnet mich verhaftet, ich, der so vielen Menschen in ihrem Leben geholfen hatte, der viele Millionen Steuern gezahlt hatte, usw.

Die darauf folgenden zwei Wochen waren dann erfüllt von Selbstmitleid: Ich armer Tropf, ich Opfer, lieber Gott, warum tust du mir das an – als ob der liebe Gott etwas dafür konnte ... und schließlich zwei Wochen der vollkommenen Apathie: Ich lag nur noch auf meiner Pritsche, ich ging nicht mehr im Hof spazieren, ich hatte keinen Appetit mehr, ich hatte wohl eine Depression. Und genau in diesem Moment spürte Kerstin wohl

meinen Zustand, weil ich kaum noch schrieb und wenn, dann nur dürftige Worte und sie schrieb mir den entscheidenden Brief. Der Text lautete:

»Mein geliebter Schatz,
ich spüre deine Verzweiflung, merke, dass du kurz davor bist, aufzugeben. Aber das darfst du nicht! Mittlerweile haben uns Tausende von Briefen, Faxe, E-Mails und Telefonanrufe erreicht, in denen dir deine Seminarteilnehmer und Kunden mitteilen und ausrichten lassen, dass sie zu dir stehen. Im Gegenteil: Sie wissen zwar nicht, was du gemacht hast, aber es spielt auch keine Rolle! Sie sind nur alle übereinstimmend der Meinung, dass du weitermachen musst. Wenn du diese Krise durchlebst und wieder aufstehst, dann kannst du Vorbild für viele Menschen sein, die ebenfalls Probleme und Krisen haben. Wenn du aber jetzt aufgibst, dann hast du sie belogen. Und ich weiß eines ganz genau: Du hast die Kraft, es zu schaffen, mit mir an deiner Seite, denn:

Einmal schaffen wir es noch!«

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, schrie es in mir:

Steh jetzt auf!

Und ich sprang mit neuer Energie auf und fasste den Entschluss, nicht aufzugeben, sondern mich jetzt erst recht dieser Situation zu stellen. Ich überlegte mir in den Wochen danach zahlreiche Geschäftsmodelle, die erfolgversprechend waren. Beim Abwägen der Vor- und Nachteile sprach für einige dieser Ideen sehr viel. Eine Möglichkeit jedoch war, wieder zurückzukehren auf die Bühne. Praktisch jeder riet mir ab. Mein guter Kollege Bodo Schäfer, mit dem ich einen regen Briefkontakt hatte, riet mir zwar, wieder als Referent tätig zu sein – jedoch

als Experte für Beziehungen, denn er meinte, da Kerstin und ich unsere Krise gemeinsam so toll meistern, könnten wir auch vielen anderen Paaren Hilfestellung leisten. Unter keinen Umständen jedoch sollte ich wieder als Motivationstrainer auftreten, denn das sei unglaublich, das würde mir niemals jemand abnehmen, das könnte nicht mehr funktionieren. Beim Abwägen aller Vor- und Nachteile gab es praktisch nur Nachteile (die Kunden würden mir nicht mehr glauben; die Presse würde über mich herfallen, mein Image war ruiniert usw.) – **jedoch mein Herz sagte mir etwas ganz anderes, nämlich: Geh als Motivationstrainer zurück auf die Bühne!**

Und so startete ich am 9. Mai 2004 mein Comeback, als ich zum ersten Mal wieder vor 150 Unternehmern im Österreichischen Saalfelden auf der Bühne stand. Als ich hinter der Bühne wartete und der Anmoderation zuhörte, hatte ich einen Puls von 130 Schlägen und sicherlich einen Blutdruck von 180. Wie würden die Menschen reagieren? Würden sie mich freundlich empfangen, oder eher reserviert, oder gar ausbuhen? (Es handelte sich um einen Auftritt bei einem Kongress.) Würden mir die Menschen überhaupt noch zuhören und glauben was ich ihnen erzähle – oder würden sie alles von einem gescheiterten Motivations-Erfolgstrainer in Zweifel ziehen? Als schließlich die Anmoderation zu Ende war, ließ ich alles los, legte meinen Auftritt in Gottes Hand und betrat die Bühne – und 150 Menschen erteilten mir einen warmen, lang anhaltenden Beifall. Da wusste ich: Ich bin wieder dort, wo ich hingehöre, auf der Bühne, ich bin wieder zu Hause!

Ich hatte damals ein klares Ziel vor Augen: Ich wollte in fünf Jahren wieder schuldenfrei sein (von ehemals 6,6 Millionen Schulden ...) und innerhalb von 10 Jahren wieder die finanzielle Freiheit erreicht haben. Eigentlich unmöglich, aber ich hatte in meinem Leben schon andere unmögliche Dinge geschafft.

3½ Jahre später, am 17. November 2007 fand eine Gläubigerversammlung statt, bei der alle Gläubiger einstimmig einem Vorschlag von mir zustimmten. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich

noch ca. 2,9 Mio. Euro Verbindlichkeiten. Gegen eine weitere Zahlung von 150000 Euro erließen sie mir die Restschuld in Höhe von 2,75 Mio. Euro. Ich möchte mich heute einmal bei meinen Gläubigern dafür bedanken, dass sie mir diese neue Chance ermöglichten. Sie honorierten damit wohl meine Anstrengungen, die ich unternommen hatte, um über meine Verpflichtung hinaus, nach besten Kräften, den Schaden bei den Gläubigern wiedergutzumachen. In jedem Fall war ich damit wieder schuldenfrei, ich hatte es wieder geschafft!

Und acht Jahre nach meinem Comeback sind meine Seminare proppenvoll. Kerstin und ich haben unsere finanzielle Freiheit erreicht (den Rest des Lebens – ohne arbeiten zu müssen – sorgenfrei verbringen zu können). Seit 1. Januar 2013 bauen wir die neue »Jürgen Höller Academy« auf und wir gründeten die »Jürgen Höller Stiftung«, die Bildung für die Ärmsten der Armen unterstützt.

Fazit: Es geht uns – ideell und materiell – besser als jemals zuvor!

Mein Weg aus der Krise

Zehn Strategien zur Bewältigung von Lebenskrisen

Meine lang andauernde Krise mit dem »Höhepunkt« meiner Inhaftierung hatte vieles bewirkt, mir wesentliche und ungemein wichtige Einsichten vermittelt, mein Denken, meine Einstellung zu mir selbst und zur Welt bereichert.

Es mag seltsam klingen, aber trotz allem Schmerz, aller Wut, allen Zorns, aller Trauer, aller Niedergeschlagenheit, die ich in dieser Zeit verspürte, war auch diese bisher schwerste Zeit meines Lebens nicht nur wichtig, sie war gut. Denn diese »Hammerkeule«, die mich traf, hat mir deutlich gezeigt, dass ich in einer »Einbahnstraße« unterwegs war. Meine Krise gab mir die Gelegenheit zur »inneren Reinigung« und Erneuerung.

Millionen Menschen hatte ich in den vergangenen Jahren aufgezeigt, wie sie erfolgreicher ihr Leben gestalten können. Und tausende, die mir in den letzten Jahren Dankesbriefe geschrieben haben, bezeugen, dass meine Strategien funktionieren. Sie werden auch weiterhin funktionieren und sie sind gut und auch wichtig für die Menschen, die in dieser Welt leben. Dennoch hatte ich durch diese Krise eines verstanden: In meinen Seminaren habe ich immer propagiert, dass der ganzheitliche Erfolg auf fünf Hauptsäulen basiert:

1. Beruflicher Erfolg
2. Finanzielle Sicherheit
3. Gesundheit und Vitalität
4. Harmonische, lebendige Beziehungen
5. Soziales Engagement

Mittlerweile verstehe ich, dass dies nicht ausreicht, um wirklich glücklich zu sein. Man kann also beruflich an die Spitze kommen, dadurch zu finanzieller Freiheit gelangen, dank gesunder Lebensweise nicht nur gesund, sondern vital und voller Energie sein, viele Beziehungen pflegen und sich sozial engagieren und trotzdem eine Art Leere empfinden. Es gibt das Gefühl: Es reicht noch nicht, ich bin noch nicht am Ziel, irgendetwas fehlt doch noch. Doch was? Was soll fehlen?

Alle Hauptsäulen sind aufgebaut, kräftig und stabil. Alles, von dem man jemals in seinem Leben träumte, auch geistige und ideelle Ziele, sind vollbracht, erreicht, Realität geworden. Und doch spricht diese innere Stimme in einem, erst leise, man will sie verdrängen, denn man hat dank seiner Lebensphilosophie doch so viel erreicht bis jetzt. Doch die Stimme wird lauter, drängender, sie lässt sich nicht so einfach das Wort verbieten, sie bohrt im Innersten und will, dass man sie beachtet, sich ihr stellt, ihre Fragen beantwortet:

- War's das jetzt?
- Bist du glücklich?
- Hast du den Sinn des Lebens, deines Lebens, wirklich verstanden?
- Hast du den Sinn des Lebens gelebt?
- Glück, was ist das? Wie und wann bekommt man es? Kann man es erwerben, vielleicht sogar kaufen?

Die Werbung suggeriert uns:

- Kaufe die Rolex und du bist ein wertvollerer Mensch!
- Kaufe den Porsche und du bist bedeutend und glücklich!
- Kaufe die Kosmetika, dann bist du schöner – und dadurch glücklicher.
- Doch sind wir dann wirklich glücklich und wenn ja für wie lange?

Untersuchungen zeigen längst auf, dass alles »Äußere«, alles Materielle nur 10 Prozent unseres Glückes ausmachen. Wie ist das denn beim Kaufen: Wir erwerben etwas und tatsächlich – in diesem Augenblick sind wir glücklich. Wir sitzen im »Sterne-Restaurant« und genießen – wir fühlen uns in diesem Moment glücklicher. Wir ziehen das neue Kostüm, den neuen Designer-Anzug an und fühlen uns in diesem Augenblick fantastisch – also glücklich. Ist Glück also doch kaufbar?

Nein, das kann ich aus meiner heutigen Erfahrung heraus sagen. Ich hatte alles, wirklich alles, was sich ein Mensch materiell, aber auch geistig erträumen kann. Ich fuhr den Ferrari, ich besaß die goldene, mit Diamanten besetzte Rolex-Uhr, ich wohnte in einer Luxusvilla mit parkähnlichem Garten, Schwimmbad, Riesen-Whirlpool, Sauna und wer weiß was alles noch. Ich trug die teuersten Designer-Anzüge und wohnte in den besten Sechs-Sterne-Hotels der Welt, angereist natürlich erster Klasse und abends im Sterne-Restaurant der 89er Barolo. Und dazu war ich kerngesund, hatte eine wunderbare Frau, zwei tolle Kinder, wurde von vielen tausend Menschen bewundert und angehimmelt, die Presse riss sich um mich, ich lernte ständig dazu, entwickelte mich also geistig weiter, übernahm und vermittelte tausende von Kinderpatenschaften in der dritten Welt, also alles wunderbar – und trotzdem: Irgendwie war da die innere Stimme!

»Und was jetzt, Jürgen? Statt Olympiahalle München lieber in fünf Jahren das Olympiastadion?

Statt Ferrari Maybach?

Statt Gold-Rolex die Platin-Rolex?

Statt 84 kg gut durchtrainiertem Körper der 80 kg »Wonder-Body« mit Waschbrettbauch?

Willst du das wirklich? Und wenn du es hast, was dann?

Bist du dann glücklich?

Oder erst, wenn du die »ganze Welt« erobert hast?«

Diese Stimme wurde in den letzten Jahren lauter, bohrender. Ich wich aus. Ich hatte das Gefühl, unzählige Menschen zu enttäuschen, wenn ich sagen würde: »Hört mal her, da gibt's noch was!«

Dann kam der geplante Börsengang. 200 Millionen DM, 300 Millionen DM, 400 Millionen DM, 550 Millionen DM – der Firmenwert wuchs ins Unermessliche. DM, Euro, Dollar, Moneten, Märkte, Kunden, Kosten-Optimierung ... heute bin ich mir sicher, so merkwürdig sich das anhören wird, dass alles, was mir passierte, notwendig war, um mir klar zu machen, was ich nicht hören wollte, nicht zuließ.

Und warum? Es erfordert mehr, wenn man das Glück finden will. Denn das käufliche Glück ist tatsächlich eine Form des Glücks, es ist da, du fühlst es tatsächlich – aber nur kurz. Das Glück verflüchtigt sich rasch, zu rasch. Du kannst es nicht festhalten. Es verschwindet rasend schnell, weil du dich an das, was es – kurzfristig – erzeugt hat, rasch gewöhnst. Und durch die Gewöhnung schwindet das eben noch existierende Glück. Und du gibst dir den nächsten »Kick«.

Um wirklich glücklich sein zu können, müssen wir lernen, Leid zu akzeptieren. Leid gehört zum Leben, es ist die Hälfte unseres Lebens. In *jedem* Leid steckt nach dem *Gesetz der Polarität* bereits das Samenkorn des Glücks. Wir müssen es nur verstehen, das Bewusstsein dafür zu entwickeln. Wenn wir dieses Bewusstsein besitzen, dann wissen wir, dass Leid uns nichts mehr anhaben kann, denn das Glück ist ja bereits da. Ich leide nicht mehr, denn mir ist bewusst, dass ich auch das Glück wieder empfinden werde.

Und was das Glück betrifft, so sollte uns klar sein, dass dieses nur ein Gefühl ist. Viele Menschen, die sich mit dem Thema Glück beschäftigen, sind der Meinung, Glück wird erzeugt durch Lust und Genuss. Diese Aussage ist bestimmt richtig und ich kann sie bestätigen:

Was ist es für eine Lust, nach vier Tagen Kerker duschen zu können – auch noch warm!

Oder die erste Tasse Kaffee nach fast zwei Wochen, frisch gebrüht im Filter, duftend, aromatisch – Welch ein Genuss, welches Glücksgefühl!

Oder die erste Zeitung – gekauft beim Einkauf im Knast –, der Welt und dem Geschehen dort draußen wieder angeschlos-

sen zu sein, welches Glück – gekauft und dennoch Glück erzeugend.

Oder die erste Banane, so süß, so duftend, so herrlich gelb, in diesem Fall gekauftes Glück.

Oh, ich weiß es, ich habe es erfahren, erlebt, durchlitten: Man kann das Glück kaufen, es funktioniert – aber nur für kurze Zeit.

Denn der Mensch hat einen inneren Mechanismus, alle Menschen haben ihn – alles zu automatisieren, sich an (fast) alles zu gewöhnen. Und so wird aus dem einmaligen Genuss schließlich etwas Schönes, dann etwas Angenehmes und schließlich etwas Normales. Somit muss die »Dosis« gesteigert werden, um noch ein Glücksgefühl empfinden zu können – oder wir ändern unsere ganze Einstellung.

Will ich damit ausdrücken, dass wir ab sofort alle in Felle gehüllt, ohne Wasser und Strom in einem Zelt im Wald leben sollen und dabei dann vor Glück frohlocken werden?

Nein, denn Genuss und Lust sind in uns angelegt, sie sind Urtriebe, genau wie bei jedem Tier. Aber der Mensch ist dem Tier überlegen. Das Tier hat keine Wahl – es ist seinen Instinkten und Trieben versklavt. Der Mensch aber hat die freie Wahl. Und wenn ich als Mensch bemerke, dass ich in der materiellen Welt viel erreicht habe, aber trotzdem ein Vakuum in mir spüre, bewusst oder unbewusst weiß, dass ich meinem Glück, das ich anstrebe, nicht näher gekommen bin, dann muss ich als Mensch anfangen, Fragen zu stellen.

Leid ist ein Grund für Glück, denn im Leid ist das Samenkorn des Glücks bereits gelegt. Alles, was passiert, hat seinen Sinn. Und da Glück immer nur eine Frage des Moments, des Augenblicks ist, können wir auch immer nur im Moment, im Augenblick glücklich sein. Die Kunst ist es deshalb, in der Lage zu sein, in jedem Augenblick glücklich zu sein. *Denn jeder Augenblick zählt!*

Und das, genau das, habe ich hier, ausgerechnet im Knast gelernt. Im Augenblick zu leben, im Hier und Jetzt. In jedem Moment etwas Glück zu empfinden: In jeder Kleinigkeit, ein-

fach in jeder Sache, in der kleinen Schokolade, im Einkauf, im Gottesdienst, beim Joggen, beim Lesen, an der frischen Luft, unter dem blauen Himmel, in den Minuten des Besuchs, beim Aufschluss, beim Duschen, in der frischen Banane, in dem sauber geputzten Zimmer, in den Briefen, und, und, und ... *Denn jeder Augenblick zählt!*

Mein Leben lang bin ich dem Glück nachgelaufen. Aber wer dem Glück nachläuft, erwischt es nicht – es ist schneller als wir. Und so steigern wir die Anstrengung, die Geschwindigkeit – und erwischen es doch nicht. Denn das Glück ist *nicht* vor dir, es war schon immer da, ist immer da, wird immer da sein *in dir!*

Dieses Bewusstsein, von dem ich spreche, kann man auch als Wachheit bezeichnen. Wenn ich wach bin, aufmerksam, dann empfinde ich das Glück. Ich brauche es nicht einmal zu finden, geschweige denn zu suchen – es ist ja schon da, immer, zu allen Zeiten, bei jedem Menschen.

Um diese Wachheit, dieses Bewusstsein zu entwickeln, gibt es ein paar gute Übungen:

1. Zufriedenheit

Kein Glück ohne Zufriedenheit. Schreibe jeden Abend in ein besonderes Buch: Womit bin ich heute zufrieden? Was ist mir gut gelungen?

2. Dankbarkeit

Schreibe täglich in ein »Dankbarkeits-Buch« auf, wofür du heute dankbar bist.

3. Glück

Schreibe dir täglich in dein Glücks-Tagebuch auf: Wann war ich heute glücklich?

Gerade bei der dritten Übung werden viele Leser der Meinung sein, dass sie an manchen Tagen nichts zum Aufschreiben haben, doch das stimmt nicht. Selbst in der Haft fand ich jeden Tag genügend Momente, in denen ich glücklich war.

Es funktioniert, probier es doch aus. Was hast du schon zu verlieren? Nichts, außer ein bisschen Zeit. Und was hast du zu gewinnen? – Alles! Im Laufe der Zeit wirst du viel bewusster dein Leben sehen, das Glück im Moment aufmerksam erkennen und genießen. In Momenten des Leids wissen, dass es vorbeigeht, und selbst im Leid noch Glücksmomente genießen.

Jetzt, da mein Ruf, mein Image angekratzt sind, jetzt, am tiefsten Punkt meines Lebens, jetzt bin ich plötzlich frei! Frei zu denken, zu schreiben und zu reden. Ich bin frei in meinem Geist – auch wenn mein Körper gefangen ist. Ja, jetzt kannst auch du eine Entscheidung treffen. Du musst nicht, du hast die freie Wahl. Treffe sie richtig, für dein Glück, ich wünsche es dir!

Zum Schluss möchte ich dir, liebe Leserin, lieber Leser, meine Strategien zusammenfassen, die mir bei der Bewältigung meiner Lebenskrise geholfen haben – und immer noch helfen.

Strategie 1: Bewusste Trauerarbeit

**Eine Niederlage ist oft die
Saat des Erfolges!**

Zunächst einmal ist es nach einem Schicksalsschlag wichtig, dass man seine Trauer, sein Leid bewusst wahrnimmt und auch auslebt. In den ersten Nächten in meiner Zelle wachte ich oft nachts auf und konnte nicht mehr schlafen. Mich quälten wirre Gedanken, abstruse Ängste und ich wurde immer wieder von Heulkrämpfen geschüttelt. Dies ließ ich ganz bewusst zu, denn dadurch bauten sich meine negativen Emotionen ab.

Allerdings ist es wichtig, sich *nicht zu lange* im Selbstmitleid zu suhlen, denn die Gefahr besteht, dass dies zu einer Gewohnheit wird. Das Gehirn lernt schnell und nach 21 Tagen regelmäßigen Selbstmitleids ist das Selbstmitleid bereits ein Teil deines Charakters und damit ein Teil deiner Persönlichkeit geworden. Lasse Trauer und Selbstmitleid zu, aber lieber intensiv und dafür kurz. Jeder, der einem anderen Menschen in einer Lebenskrise beisteht, soll diesen emotionalen Zusammenbruch zulassen. Es ist wichtig, diesen Prozess keinesfalls zu unterbrechen oder den Betroffenen abzulenken, sondern erst einmal den ganzen »Emotionswust« zu akzeptieren. Danach jedoch solltest du bewusst und tatkräftig daran arbeiten, auch wieder positive Gefühle zuzulassen, damit der negative Zustand nicht auf Dauer anhält.

Strategie 2: Die wahren Freunde »herausfiltern«

**Wir werden von dem geformt und gebildet,
was wir lieben.**

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

In einer schweren Lebenskrise wirst du erfahren, welche Menschen deine wahren Freunde sind, wer loyal und unerschütterlich zu dir steht – und wer nicht! Vermutlich hast du Fehler gemacht, sonst wärest du nicht in dieser Krise. Ich habe auch vieles falsch gemacht und muss vieles selbst verantworten. Wahre Freunde aber werden dir trotz deiner Fehler beistehen. Bei mir war es allen voran Kerstin. Ich war mir sicher, dass Kerstin zu mir stehen würde, aber eine solche große Krise mussten wir noch nie gemeinsam bewältigen. Natürlich gab es immer wieder kleinere Auseinandersetzungen in den zwölf Jahren unserer Partnerschaft. Wir beide hatten einige Wellentäler zu durchschreiten.

**Geteilte Freude ist doppelte Freude,
geteiltes Leid ist halbes Leid.**

VOLKSMUND

Das obige Sprichwort kann ich nur vollstens bestätigen. In der ganzen Krisenzeit riefen zahlreiche Freunde und Geschäftspartner bei mir an, die durch den Presserummel von meiner schwierigen Lage gehört hatten. Es tat unendlich gut, von ihnen Beistand zu erfahren und zu hören, dass, egal was passieren würde, sie mir immer beistehen und helfen würden, wieder nach oben zu gelangen. Auch dass einige anriefen, um zu fragen, ob sie vorbeikommen sollten, half mir damals sehr. Allerdings hatte ich das große Glück, Freunde an meiner Seite zu haben, die mir nicht vorjammerten, wie schlimm dies alles sei und dass das ja wohl das Ende meiner Karriere bedeuten würde, sondern die mich aufbauten, die mich ermutigten, die mir sagten, ich schaffe es wieder. Die mir sagten, ich würde das schon schaffen. Die mir rieten, an mich zu glauben und niemals aufzugeben – so wie ich es ihnen immer geraten hätte.

Du wirst also erfahren, wer deine wahren Freunde sind. In der Krise trennt sich nämlich die Spreu vom Weizen. Freunde, die du als deine besten angesehen hast, melden sich plötzlich nicht mehr. Oder sie finden gar Gründe dafür, warum du es verdient hast. Auf so etwas musst du in der Krise gefasst sein. Und trotz dieses Wissens wird es immer wieder wehtun. Wahre Freunde hingegen stehen zu dir, egal, was du »verbrochen« hast. Andererseits werden Menschen auf dich zukommen, von denen du es nie geglaubt hättest. Es werden sich Freunde, Bekannte oder Verwandte um dich kümmern, mit denen du vielleicht im Streit liegst oder zu denen du seit längerem keinen oder nur losen Kontakt hattest. Es werden sogar fast vollkommen Fremde auf dich zukommen und dir ihre Hilfe anbieten. Solltest du auch eine geschäftliche Krise wie ich erleben, wirst du auch erkennen, wer die Mitarbeiter, Lieferanten und Part-

ner sind, auf die du wirklich zählen kannst. Die größte Abkehr erlebte ich im Kreise meiner Trainerkollegen und bei den so genannten VIP's. Anscheinend hatte sich in den letzten Jahren so großer Neid entwickelt, der sich nun in Form von Diffamierungen oder Kontaktabbruch Bahn brach. Als sich die Krise bei mir abzeichnete, hatte sich sogar jemand dazu hinreißen lassen, einen diffamierenden Artikel des »Schweinfurter Tageblatts« anonym an viele meiner Trainerkollegen zu schicken. Heute, mit einem zeitlichen Abstand und mit etwas mehr menschlicher Reife, verzeihe ich diesen Menschen. Damals aber verspürte ich Wut, Ärger und Enttäuschung. Lass dich nicht enttäuschen, sondern freue dich über den Zuspruch der Menschen, die sich in der Krise als wahrlich wichtig für dich erweisen. Und vergiss niemals, diesen Menschen dann auch deinerseits in Zukunft zur Seite zu stehen!

Strategie 3: Was will mir die Krise sagen?

**Wohin ich auch blicke,
erwachsen aus Problemen Chancen!**

NELSON ROCKEFELLER

Als ich mir selber die Frage stellte, was das Leben mir mit dieser Krise mitteilen möchte, erhielt ich die Antwort, dass ich mich durch den geplanten Börsengang letztendlich von meiner ursprünglichen Aufgabe – nämlich möglichst vielen Menschen dabei zu helfen, erfolgreicher und glücklicher zu sein – entfernt hatte. Der geplante Börsengang hatte viele Mitarbeiter, auch und gerade in den Führungspositionen, ins Unternehmen gelockt, die nur Dollarzeichen in den Augen hatten. Denen es nicht um die Menschen, nicht um die Aufgabe, sondern allein um das Geld ging. Um keine Missverständnisse aufkom-

men zu lassen: Ich finde es durchaus legitim, mit der Tätigkeit, der man nachgeht, gutes Geld zu verdienen. Aber ich glaube, dass das Geld nur an zweiter Stelle stehen darf. Die wirkliche Herzensangelegenheit muss sein, den Menschen mit unserer Sache helfen, ihnen einen Nutzen geben zu wollen.

Strategie 4:

Was wäre das Schlimmste, was passieren könnte?

Diese Frage zu beantworten, davor haben wir panische Angst. Aus irgendeinem Grund weigern wir uns, uns das Schlimmstmögliche vorzustellen. Vielleicht ist dies auch eine Art Schutzmechanismus der Natur, wer weiß? Aber es geht nicht darum, dass wir es uns permanent vorstellen, es geht darum, dass wir das Schlimmstmögliche *akzeptieren*, wenn es denn eintreten würde. Es akzeptieren heißt ja noch lange nicht, dass wir nicht mit aller Macht daran arbeiten, es zu verhindern. Aber wenn es denn so sein sollte, dann ist es eben so.

Mach einmal die Übung: Was wäre das Schlimmste, was passieren könnte? So gehst du dabei vor:

1. Schreibe detailliert auf, was aus deiner Sicht das Schlimmste ist, was passieren könnte.
2. Überlege, was wäre, wenn es passieren würde!
3. Akzeptiere, dass es passieren könnte!
4. Frage dich zum Schluss: Ist es wirklich berechtigt, vor dem Schlimmstmöglichen eine solch große Angst zu haben?

Strategie 5:

Finde deine Hauptprobleme heraus

Wenn wir uns in einer schweren Krise befinden, dann sehen wir uns meist Dutzenden von Einzelproblemen gegenüber. Alles dreht sich in unserem Kopf und wir können keinen kla-

ren Gedanken mehr fassen. Folglich gelingt es uns nicht, Entscheidungen zu treffen und zu handeln. Erster Schritt ist für mich stets, ein Blatt Papier zur Hand zu nehmen und sämtliche meiner Probleme aufzuschreiben. Anschließend filtere ich die Hauptprobleme heraus und konzentriere mich gänzlich darauf, hierfür Lösungsansätze zu finden. Interessanterweise werden dadurch die vielen kleinen Probleme mitgelöst.

Strategie 6: Setze dir neue Ziele!

**Wer sein Ziel nicht kennt,
für den ist kein Weg der richtige.**

Angesichts der verzweifelten Lage, in der ich mich befand, waren schlagartig alle Ziele wie weggewischt, ich hatte schlichtweg keine mehr. Und dennoch war mir klar, dass ich unbedingt neue Ziele finden musste. Zunächst einmal setzte ich mir »Baby-Ziele«. Das erste Ziel bestand darin, dass ich meinen Gefängnis-Alltag strukturierte und mir vornahm, mich nicht gehen zu lassen.

Setze dir neben diesen »Nahzielen« ein 30-Tages-Ziel:

Wo will ich in 30 Tagen sein? Was soll in 30 Tagen erreicht sein? Formuliere es in der Ist-Form, kurz und knapp!

Überlege dir ein 90-Tages-Ziel: Wo will ich in drei Monaten angelangt sein?

Setze dir des Weiteren ein 180-Tages-Ziel: Wo stehe ich in sechs Monaten?

Innerhalb dieser Sechsmonatsfrist planst du dein Leben komplett neu, indem du dir mittel- und langfristige Ziele setzt. Du wirst dabei vielleicht entdecken, dass deine alten Ziele nicht mehr wichtig sind. Wahrscheinlich sogar findest du neue Ziele! Oder aber du startest einen erneuten Anlauf, deine alten

Ziele, die nunmehr in unerreichbare Ferne gerückt sind, noch einmal mittels einer neuen Strategie anzupacken. Setze dir in jedem Fall Ziele, denn Ziele geben deinem Leben einen Sinn.

Ich setzte mir auch hier im Knast klare Ziele und halte mich an konkreten Bildern fest. Ich stelle mir vor,

- wie ich den ersten Ausgang erlebe,
- wie ich das nächste Weihnachtsfest mit der Familie erlebe,
- wie ich entlassen werde,
- wie ich wieder auf der Bühne stehe,
- wie ich an diesem Tag topfit bin,
- wie ich meine Familie wieder in Freiheit in die Arme schließe.

Strategie 7: Think positive!

Der menschliche Geist kann den Himmel in eine Hölle und die Hölle in einen Himmel verwandeln.

Hier nun acht Techniken, um eine positive Einstellung zurückzuerlangen (oder vielleicht sogar erstmals zu bekommen ...):

1. Alles hat seinen Sinn! Auf den ersten Blick mag es schwer nachvollziehbar sein, doch vielleicht machen auch Niederlagen einen Sinn? Spielst du Karten? Oder hast du früher einmal Karten gespielt? Nun, bei einem Kartenspiel ist jede Karte wichtig – aber eine Karte alleine entscheidet nicht, ob du am Ende der Gewinner oder der Verlierer bist. Entscheidend ist, wie sich diese eine Karte in das Gesamtblatt integriert. Die Summe der verschiedenen Karten ist es, die über das Ergebnis entscheidet. Eine einzelne Niederlage entscheidet noch nicht

darüber, wie es letztendlich weitergeht. Genau das passiert im Leben. Eine Niederlage alleine entscheidet noch nicht über dein Leben.

Aufgabe:

Schreibe die fünf größten Krisensituationen in deinem Leben auf, die du als äußerst belastend, als äußerst negativ oder vielleicht sogar als zerstörerisch empfunden hast:

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____

Schreibe zu jeder der fünf Katastrophen auf, was sich – mit zeitlichem Abstand – Positives daraus für dich ergeben hat:

- Zu 1. _____
- Zu 2. _____
- Zu 3. _____
- Zu 4. _____
- Zu 5. _____

Ist das Ergebnis nicht erstaunlich? Zum Schluss überlege, welche Erkenntnisse du daraus gewinnst:

2. *Die Macht des Lachens* Der Amerikaner Lee Berk, von Beruf Neuro-Immunologe, hat festgestellt, dass Kinder 400-mal am Tag lachen – ein Erwachsener jedoch nur noch 15-mal. Das bedeutet, dass wir umso weniger lachen, je älter, je »erwachsener« wir werden. Wie mögen wohl die Forschungsergebnisse im deutschsprachigen Raum ausfallen? Bei uns ist es doch oft schon verdächtig, wenn man fröhlich ist. Manchmal scheint es mir, als besäße in Deutschland nur der Schwermut einen hohen Wert. Und Fröhlichkeit, Lachen, Humor, Optimismus und eine positive Lebenseinstellung dagegen gelten als oberflächlich und banal. Dabei gilt doch eher Folgendes:

**Lachen ist Fitnesstraining für die Seele!
Der heutige Tag ist das Samenkorn deiner Zukunft.**

Je weniger sich ein Mensch zurückerinnert an seine Niederlagen, an seine Krisen, desto erfolgreicher und glücklicher wird er sein. Die Gedanken und Gespräche wenig erfolgreicher Menschen drehen sich häufig um ihre Niederlagen und Katastrophen, nicht so jedoch die Gedanken und Gespräche erfolgreicher Menschen. Gewinner denken und reden häufiger über das, was ihnen geglückt ist, was positiv verlaufen ist, als über ihre Misserfolge. Verlierer verlängern durch ihre negativen Gedanken und Gespräche ihre Niederlagen, Gewinner dagegen durch ihre positiven Erfolge. Bedenke also: Was du denkst und sagst, programmiert dein Unterbewusstsein zugleich für die Zukunft: Je positiver du denkst und sprichst, desto erfolgreicher ist deine Zukunft. Je negativer du über deine Zukunft denkst und sprichst, desto erfolgloser wird sie sein.

3. *Sei dankbar!* Als ich nach meiner Verhaftung in einem Meer aus Selbstmitleid badete und mental vollkommen am Boden war, wusste ich wirklich nicht mehr, wie es in meinem Leben weitergehen sollte. Ich war verletzt, enttäuscht, verzweifelt,

energielos. Mein ganzes Lebenswerk war zerstört. 16 Jahre Aufbau und mit einem Schlag vernichtet. Wer würde mir noch glauben? Was würde ich fortan tun können? Würde überhaupt noch ein einziger Mensch zu mir stehen? Diese und viele ähnliche negative Gedanken wirbelten mir durch den Kopf.

Inzwischen bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass es nicht die (plötzlich eintretenden) Umstände sind, die darüber bestimmen, ob wir glücklich oder unglücklich sind, sondern wir selbst. Denn Glück oder Unglück sind lediglich Gefühle, die ausschließlich in unserem Kopf entstehen. Ich habe Rollstuhlfahrer kennen gelernt, die sich glücklich fühlen, und ich habe reiche, berühmte Menschen kennen gelernt, die sich mit Drogen betäubten, weil sie sich unglücklich fühlten. Der eine Mensch hat einen Verkehrsunfall, wacht auf, stellt fest, dass er ein Bein verloren hat, und stürzt in eine tiefe Depression. Ein anderer Mensch hat einen Unfall mit den gleichen Folgen, wacht auf und freut sich, dass er noch am Leben ist und in kurzer Zeit mithilfe einer Prothese wieder laufen lernen wird und das Leben genießen kann. Es ist entscheidend, sich auf das zu konzentrieren, was man hat und was man kann – und nicht, auf das, was man nicht mehr oder noch nicht kann und hat.

**Die meisten Menschen sind so glücklich,
wie sie sein wollen.**

ABRAHAM LINCOLN

In diesen Tagen machte ich eine kleine Übung. Auf einem großen Blatt Papier schrieb ich alles auf, wofür ich in meinem Leben dankbar bin. Es wurde eine lange Liste, und je länger ich schrieb, desto ruhiger und zufriedener wurde ich. Ich hatte allen Grund, im Leben dankbar zu sein. Ich habe mein Hab und Gut, ich hatte vielleicht sogar einen Teil meines guten Rufes verloren – aber es gibt so viel, was ich noch besitze. Was für ein unglaublicher Narr war ich doch.

Dankbar zu sein ist eine der wichtigsten Eigenschaften, die ein Mensch besitzen kann. Denn dankbar zu sein macht demütig und vor allen Dingen – es macht glücklich!

Wie wäre es, wenn du unmittelbar jetzt einmal aufschreibst, wofür du in deinem Leben dankbar bist? Nimm dazu mehrere Blatt Papier zur Hand, denn ich bin sicher, dass dir eine Menge einfallen wird.

4. Sei demütig! In irgendeinem Buch las ich einmal folgende Geschichte: Ein Mann besuchte seinen alten Freund, der auf dem Sterbebett lag. Er war schwach und hatte nur noch wenige Wochen zu leben. Der Mann erwartete, dass er seinen Freund deprimiert und verzweifelt vorfinden würde. Doch davon keine Spur: Fröhlich begrüßte er ihn in seinem Krankenbett: »Sag, alter Freund, warum bist du so fröhlich? Ich an deiner Stelle wäre, ehrlich gesagt, eher verzweifelt und depressiv. Warum bist du so glücklich?«

»Weil ich heute Morgen aufwachte und lebte!«, lächelte sein Freund. Diese Antwort drückt tiefe Demut aus. Und als ich mich an diese Geschichte erinnerte, wurde mir klar, wie hochmütig ich immer noch war. Egal, was passieren wird, es geht mir immer noch besser als wahrscheinlich 80 Prozent der Weltbevölkerung. Egal, was geschehen wird, es gibt immer noch so viel Schönes in meinem Leben. Ich muss einfach lernen, noch demütiger zu sein: Ich alleine bin nicht der Mittelpunkt der Erde!

**Ich schlief und träumte, das Leben sei Freude.
Ich erwachte und sah, das Leben ist Dienen,
Ich diene und entdeckte: Dienen ist Freude!**

RABINDRANATH TAGORE

5. Stelle die richtigen Fragen! Unser Gehirn hat die Angewohnheit, auf bestimmte Fragen hin bestimmte Antworten zu produzieren, sozusagen fast reflexartig. Oder anders ausgedrückt:

Je nachdem, *wie* wir die Frage stellen, werden wir unterschiedliche Antworten erhalten. Wer sich in einer Krise immer wieder die Frage stellt: »Warum passiert das ausgerechnet mir, warum bin ich so schlecht, warum habe ich diese Krise?«, der wird die Antwort erhalten: »Ich habe die Krise, weil ich ein Versager bin. Ich habe die Krise, weil ich falsch gehandelt habe! Ich habe diese Krise, weil ich schlecht bin!«

Das ist auch die Krux bei vielen Psychotherapeuten:

Bei der klassischen Analyse nach Sigmund Freud weiß der Patient schließlich nach vielen Therapiestunden genau, *warum* er ein Problem hat – nur das Problem hat er immer noch! Weit aus besser ist es, über den natürlich wichtigen Erkenntnisprozess hinaus dazu überzugehen, *neu zu denken und neu zu handeln*.

Wenn Menschen einen Schicksalsschlag erleiden, fragen sie sich fast augenblicklich: »Warum gerade ich?« Aber stopp, Vorsicht! Ab sofort solltest du dich fragen:

1. Was soll ich daraus lernen?
2. Was gibt es in dieser Situation Positives?
3. Was kann ich anders oder auch besser machen?
4. Welche Ziele setze ich mir?

6. *Autosuggestion* Über diese Technik wird oft gelächelt, vielleicht weil sie so einfach und banal erscheint. Stell dich vor einen Spiegel und blicke dir direkt in die Augen. Und dann sprich mit ausdrucksvoller Stimme ein paar positive Suggestionformeln. Wiederhole diese Übung möglichst oft, solange du dich in der »heißen« Phase deiner Krise befindest. Später empfehle ich, die Autosuggestion einmal am Tag für fünf Minuten zu betreiben.

Dies sind meine zehn goldenen Autosuggestionen:

1. *Ich bin ein Gewinner!*
2. *Ich schaffe es!*
3. *Ich erreiche meine Ziele!*
4. *Ich vertraue und lasse los!*

5. *Ich liebe mich und ich liebe die Menschen!*
6. *Ich bin konzentriert!*
7. *Ich bin begeistert!*
8. *Ich bin der Beste!*
9. *Ich verzeihe!*
10. *Es geht mir von Tag zu Tag und in jeder Hinsicht immer besser und besser und besser!*

Je öfter du diese Übung wiederholst, desto stärker wirst du diese Suggestionenformeln in deinem Unterbewusstsein verankern. Durch jede Wiederholung wird die Wirkung der positiven Affirmation stärker und stärker. Solltest du zu diesem Thema, oder generell zum Thema Unterbewusstsein, mehr wissen wollen, empfehle ich dir mein Buch »Alles ist möglich«. Es ist übrigens auch als Hörbuch erschienen.

7. *Visualisierungstechnik* Stell dir vor, wie es ist, wenn du deine Probleme, deine Lebenskrise überwunden hast. Stelle es dir bildhaft vor. Höre die Stimmen, die Geräusche, spüre das Gefühl in dir, rieche das, was in der Luft zu riechen ist, und so weiter. Je stärker du deine Sinnesorgane auf diese Vorstellung konzentrieren kannst, desto stärker wird sie sich in deinem Unterbewusstsein verankern.

Alles Denkbare ist auch machbar!

ALBERT EINSTEIN

Für Sportler ist die Visualisierungstechnik heute unabdingbarer Bestandteil ihres täglichen Trainingsprogramms. Sie stellen sich z. B. vor, wie sie den optimalen Aufschlag beim Tennisspielen oder den perfekten Skisprung machen. Nutze auch du diese fantastische Möglichkeit und programmiere dein Unterbewusstsein auf eine positive Zukunft.

8. *Mentale Suggestionenkassetten* Mentale Suggestionenkassetten hört man am besten im entspannten Zustand, am allerbesten unmittelbar vor dem oder zum Einschlafen. Es macht nichts, wenn du dabei einschlafen solltest, denn dein Sinneskanal Ohr schläft nie. Die positiven Suggestionenformeln werden – auch wenn du schläfst – ihren Weg ins Unterbewusstsein finden. Auch diese Technik ist näher beschrieben im Buch »Alles ist möglich«.

Bei den vorgestellten Techniken Nr. 6, 7 und 8 handelt es sich um mentale Trainingstechniken. Im Sport schon seit Jahren bekannt, haben sie insbesondere in den früheren Ostblockländern für den entscheidenden Unterschied im Kampf um Sieg oder Niederlage gesorgt. Heute halten die mentalen Trainingstechniken immer mehr Einzug in den Bereich der Wirtschaft und des normalen Lebens. Unser Unterbewusstsein ist formbar wie Wachs, es ist quasi ein Gefäß, das gefüllt werden will. Alles, was wir über die Sinnesorgane aufnehmen, aber auch alles, was wir denken, beeinflusst unser Unterbewusstsein. Demzufolge liegt es an uns, was wir »hineinfüllen«. Egal, welche Schicksalsschläge wir erleiden müssen: Das, was du in dein Unterbewusstsein »hineinfüllst«, wird auch herauskommen!

9. *Lesen* Lesen ist so wichtig, es bildet unser Bewusstsein – noch mehr als unser Unterbewusstsein. Schon seit 1985 lese ich jeden Tag im Durchschnitt eine Stunde, etwa 400 Stunden im Jahr. Das bedeutet jede Woche ein gelesenes Buch, 50 pro Jahr, 1000 in zwanzig Jahren. Auch hier im Knast versuche ich, soviel wie möglich zu lesen, Bücher über Spiritualität, Biographien – und vor allem auch die Bibel. Und mit jedem Buch wächst meine Kraft, meine Hoffnung, mein Mut, mein Glaube!

Strategie 8: Besiege deine Ängste!

**Angst ist wie Gift:
Ein bisschen wirkt oft wie Medizin –
zu viel jedoch kann tödlich sein!**

Zunächst einmal ist es wichtig zu verstehen, dass Angst normal ist. Wenn uns die Natur die Angst nicht mit auf den Weg gegeben hätte, wäre die gesamte Menschheit bereits ausgestorben. Denn nichts würde uns dann davon abhalten, lebensgefährliche Risiken einzugehen. Angst ist also ein Mechanismus, der uns zu überleben hilft.

Allerdings ist die Angst bei vielen Menschen extrem ausgeprägt, ja, sie schlägt bei vielen in eine regelrechte Phobie um. In Phasen einer (Lebens-)Krise können sich Ängste bis ins Unendliche steigern. Die Wissenschaft weiß heute, dass die meisten Dinge, vor denen wir Angst haben, dann doch nicht eintreten, nur etwa fünf Prozent unserer Ängste sind realistisch. Es treten also nur fünf Prozent der von uns befürchteten Dinge tatsächlich ein. Das Ausmaß der Angst ist also in erster Linie ein mentales Problem.

Ein Mittel, das rasch gegen Ängste hilft, sind Gespräche mit positiven und erfolgreichen Menschen. Denn positive und erfolgreiche Menschen werden dich auch entsprechend positiv und erfolgreich »besprechen«. Dieses »Besprechen« ist nichts anderes als eine Form der Suggestion, in diesem Fall eine Fremdsuggestion, also eine Fremdbeeinflussung. Sobald du mit einem Menschen in Kontakt trittst, beeinflusst dich dieser; ob dabei eine verbale Kommunikation stattfindet oder nicht, spielt keine Rolle. Auch die nonverbale Kommunikation, also die reine Körpersprache, beeinflusst uns bereits. Wenn aber jeder einzelne Kontakt mit einem anderen Menschen eine Beeinflussung darstellt, dann ist letztendlich doch nur entschei-

dend, mit *welchen* Menschen wir uns umgeben – positiv eingestellten oder negativ.

Als weiteres Mittel gegen Ängste hilft das Handeln! Wenn du Angst hast und still in deinem Kämmerchen leidest, wirst du garantiert nichts verändern. Am meisten hilft mir immer, mich hinzusetzen und etwas zu tun: einen Plan zu entwerfen, eine Strategie zu finden, mit jemandem zu reden etc. Durch das Handeln lenke ich mich ab, durch das Handeln entstehen – zumindest bei mir – neue Hoffnung und oft auch die besten Ideen. Meine erfolgreichsten Strategien habe ich nicht entworfen, als es mir gut ging, sondern in den Zeiten größter Not.

Die weiter vorn im Buch bereits vorgestellte Visualisierungstechnik hilft auch bei Ängsten: Reise in Gedanken in die Zukunft und stelle dir vor, du hättest deine Lebenskrise gemeistert. Betrachte diese positiven Bilder ausführlich, höre die Geräusche, die Stimmen, achte auf deine Gefühle angesichts des »Zukunftsbildes«, rieche die Düfte, die in der Luft liegen und, falls es gelingt, schmecke sogar etwas. Kurz: Konzentriere dich mit all deinen Sinnen auf die positiven Bilder, auf dein Happy End. Denke daran: Dein Unterbewusstsein kann nicht unterscheiden zwischen realen und imaginierten Bildern. Aber dein Unterbewusstsein wird auf die entsprechende Programmierung reagieren und dir helfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen, die richtigen Schritte zu gehen, um aus der Krise herauszukommen.

Strategie 9: Vergeben und Verzeihen

**Hass wird nicht durch Hass besiegt,
sondern durch Liebe.**

GAUTAMA BUDDHA

Um einen weisen Yogi in Indien versammeln sich jeden Nachmittag seine Schüler, um seinen Weisheiten zu lauschen und von ihm zu lernen. Eines Tages besuchte ein arroganter und aggressiver junger Mann die Gruppe und provozierte den Yogi. Der Yogi saß nur da und lächelte. Daraufhin versuchte der junge Mann, ihn noch mehr zu provozieren. Er sprach Beleidigungen aus, er beschimpfte ihn, er versuchte, ihn zu demütigen. Der Yogi jedoch saß nur da und lächelte. Als der junge Mann immer weiter mit seinen Provokationen fortfuhr, erkannte er schließlich, dass er bei dem Yogi damit nichts erreichte, und verließ frustriert die Runde. Die Schüler des Yogis hatten dem Schauspiel ungläubig beigewohnt und fragten ihn nun: »Sagt Meister, warum habt Ihr Euch nicht gewehrt? Warum habt Ihr zugelassen, dass er Euch so beschimpft?«

»Nun, meine lieben Schüler«, sagte der Yogi, »wie ist es denn, wenn euch jemand ein Geschenk machen will und ihr nehmt es nicht an? Wer hat dann das Geschenk?« »Natürlich immer noch derjenige, der es schenken wollte«, antworteten seine Schüler. »Seht ihr«, lächelte der Yogi, »und genau so verhält es sich mit Wut, Groll, Neid und Hass. Wenn wir diese Geschenke nicht annehmen, verbleiben sie bei dem anderen und er muss damit fortan leben.«

In der schwersten Zeit meiner Krise fühlte ich viel Groll und Wut, teilweise vielleicht sogar Hass gegen manch andere. Ich hegte diese negativen Gefühle gegenüber den Bankern, die beim ersten Regentropfen den Schirm zuklappten. Ich hegte diese negativen Gefühle gegenüber Investoren, die zu- und wieder absagten, und dies gleich zweimal. Ich hegte diese negativen Gefühle gegenüber Mitarbeitern, vor allem in Führungsetagen, die bereits zu Beginn der Krise das Weite suchten und wie Ratten das sinkende Schiff verließen. Ich hegte Groll gegenüber Trainerkollegen, die nun hämisch auf mich herabschauten und teilweise in der Öffentlichkeit zum Besten geben, dass meine Pläne utopisch gewesen seien und ich mich selbst überschätzt hätte. Ich hegte Groll auch gegenüber so manchem Journalisten, bei dem ich nicht verstand, warum er

in unglaublich polemischer Art und Weise auf mir herumtrampelte, als ich schon geschlagen am Boden lag. Als ich dieses Buch schrieb, rechnete ich auch mit etlichen Personen ab, die mir sehr wehgetan hatten, und dann passierte Folgendes: Ich verspürte Lust, in der Bibel zu lesen, so wie ich es immer wieder gern tue. Ich gab dem Gefühl nach und bat, wie stets, wenn ich in der Bibel lese, Gott vorher darum, dass ich durch die Lektüre etwas erkennen, etwas erfahren oder seine Stimme hören möge. Ich hatte kaum zu lesen begonnen, als ich plötzlich vernahm: Verzeihen!

Ich hörte irgendeine Stimme, die mir das sagte. Meine Augen füllten sich langsam mit Tränen und mein Körper bebte und zuckte. Weniger, weil ich diese Antwort bekam, denn immer wieder erhalte ich von Gott Antworten, wenn ich ihn frage, sondern weil ich wusste, was er mir damit sagen wollte, und weil ich spürte, dass sich alles in mir dagegen wehrte. Denn in mir war so viel Verletztheit, so viel Schmerz, aber auch so viel Groll und Hass, dass ich die Vorstellung nicht ertragen konnte, jetzt einfach zu verzeihen und alles loszulassen. Alles in mir wehrte sich dagegen, denn einiges, was mir andere angetan hatten, erschien mir einfach unverzeihlich. Ich hatte unglaublichen Schmerz erlebt – und nun sollte ich einfach so verzeihen?

»Verzeihe, denn das ist etwas, was du noch lernen musst«, hörte ich die Stimme wieder, »ich muss ja auch dir so viel verzeihen, nicht wahr?« Ich hoffe, dass ich den Leser mit diesem Erlebnis nicht allzu sehr erschrecke. Aber wer regelmäßig betet, wird feststellen, dass Gott tatsächlich mit ihm spricht – wenn wir ihm zuhören und ihn um Antworten bitten, dann schweigen und warten.

Plötzlich wurde mir klar: Natürlich! Wie viel hatte ich in meinem Leben falsch gemacht, wie viele Menschen hatte ich verletzt, wie viele Menschen hatten Grund, auf mich wütend zu sein oder mich gar zu hassen! Und verlangte ich selbst nicht auch von Gott, mir zu verzeihen und mich so zu lieben, wie ich bin, trotz meiner Fehler?

Alle mir bekannten Religionen sprechen von der Macht des Verzeihens. Aber jetzt, wo ich selbst verzeihen sollte, bemerkte ich, wie leicht es ist, darüber zu reden, und wie schwer, es dann auch wirklich zu tun.

**Vergeben und Verzeihen ist nicht leicht!
Wenn das stimmt,
ist es im Himmel ziemlich leer ...**

Aber kann man denn wirklich alles verzeihen? Ist nicht manches unverzeihlich? Nun, vor kurzem las ich in einem Zeitungsartikel, in dem es über missbrauchte Kinder ging – also über eines der wohl abscheulichsten Verbrechen, das es gibt –, dass 95 Prozent aller Personen, die Kinder missbrauchen, selber in ihrer Kindheit missbraucht wurden. Kann man also als »guter« Mensch sicher sein, dass man nicht genauso geworden wäre wie diese Verbrecher, wenn man als Kind das Gleiche erlebt hätte?

Wir können solche Taten nicht vergessen (und sie müssen auch gesühnt werden!), aber wir können verzeihen. Wer nicht verzeihen und vergeben kann, dem sollte bewusst sein, dass er sich selbst damit das größte Leid antut. Denn Neid, Wut, Hass und Groll sind die größten Energiezerstörer, die es gibt. Nichts wird Erfolg im Sinne von Glück und Zufriedenheit mehr verhindern als das Festhalten an diesen negativen Gefühlen. Und nichts zeigt unsere spirituelle Entwicklung so deutlich auf wie die Fähigkeit zu verzeihen und zu vergeben. Ich arbeite noch daran ...

Vergeben ist ein Schlüssel zum Glück!

Strategie 10: Gib niemals auf!

**Erst nach dem Umfallen zeigt das
Stehaufmännchen, was es kann.**

ERNST R. HAUSCHKA

Eines Nachts brannten die Fabrikgebäude von Thomas A. Edison, dem genialen Erfinder, bis auf die Grundmauern nieder. Als Edison vor den rauchenden Trümmern seines Werkes saß, eine Decke um die Schultern geschlungen, kamen seine Mitarbeiter und versuchten, ihn über den schrecklichen Verlust hinwegzutösten. Das Gebäude war stark unterversichert, zusätzlich waren alle Unterlagen seiner Forschungen verbrannt. Als sie aber versuchten, ihn aufzurichten, blickte er sie an, lächelte und sagte: »Ihr müsst mich nicht trösten. Es geht mir gut. Seht es doch einmal von der Seite: All unsere Fehler, die wir bisher gemacht haben, sind hier mit verbrannt. Wir haben nun die Möglichkeit, vollkommen neu zu beginnen.« Zirka acht Monate später wurde in der neuen Fabrik das Grammophon erfunden ...

An diese Geschichte Edisons erinnerte ich mich in meinen dunkelsten Stunden. Meine Familie und ich haben materiell praktisch alles verloren. Das Wesentliche, was wir noch besitzen, ist unser Wissen, unser Glaube und unsere Hoffnungen. Doch von Tag zu Tag verstärkt sich der Glaube in uns, dass wir es wieder schaffen werden. Ich kann mich auf ein Referenzenerlebnis – meine erste Krise mit 21 Jahren – stützen, die mir gezeigt hat, dass aus der tiefsten Krise heraus oft der beste Neustart möglich wird. Ich weiß, dass es manchmal sogar notwendig ist, eine solche Zeit zu durchleben, um anschließend noch besser zu sein.

Vor einiger Zeit las ich die Geschichte von John McLoughlin. Der Artikel erschien in der Zeitschrift »Welt« am Samstag, den 19. Januar 2002, und trug den Titel: »Gib niemals auf!«

John McLoughlin ist Polizist. Polizist in New York. Er ist einer von fünf Menschen, die aus den Trümmern des World Trade Centers lebend geborgen wurden. Fast 3000 Menschen dagegen kamen bei diesem fürchterlichen Terroranschlag ums Leben. McLoughlin überlebte, weil beim Einsturz der 110 Stockwerke Zwischenräume entstanden, die Zuflucht boten. Unter meterdicken Trümmern überlebte er, wenngleich schwer verletzt. Er musste über 20 Operationen an seinen zerquetschten Beinen und an seinem Becken über sich ergehen lassen, zwischendurch fielen die Nieren und die Lungen aus. Doch er hielt durch und schaffte es zu überleben. Als er zum ersten Mal vor die Mikrofone trat und gefragt wurde, welchen Rat er anderen Menschen in einer ähnlichen Situation geben könnte, antwortete er: »Es gibt immer Hoffnung ... Gib niemals auf.« Ja, genau darum geht es: *Gib niemals auf!*

**In dem Moment, wo man aufhört zu träumen,
stirbt man.**

DR. ROBERT SCHULLER

Du magst hinfallen, aber wenn du aufstehst und weitergehst, wirst du deine Träume leben können. Es gibt nur zwei Dinge, die dich zum Versager werden lassen:

1. *Nie damit zu beginnen, deine Träume zu leben!*
2. *Wenn du »unterwegs« hingefallen bist, aufzugeben und liegen zu bleiben!*

Es ist nicht einfach, eine Krise zu überwinden. Es kostet unsere ganze Kraft, manchmal erscheint es uns, als ob wir es nicht schaffen würden. Und doch geht es immer weiter und weiter – *wenn wir es wollen!* Wenn wir die Hoffnung nicht aufgeben, wenn wir den Glauben bewahren und durchhalten. Immer wieder durchhalten! Immer weitermachen! Immer aufstehen!

Das Leben ist zwar keine Einbahnstraße, aber letztendlich ist alles, was passiert, zu deinem Nutzen, denn du wirst daran wachsen!

Evander Holyfield, 4-facher Weltmeister im Box-Schwergewicht wird von einem Reporter gefragt, was er macht, wenn er in einem Kampf schwer getroffen wird.

Er antwortet: »Ich schüttele mich, kämpfe weiter und gewinne den Kampf.«

Daraufhin fragt ihn der Reporter, was aber sei, wenn er zu Boden geht.

»Dann stehe ich auf, kämpfe weiter und gewinne den Kampf.«

Dann setzt der Reporter triumphierend nach: »Und wenn Sie k.o. gehen?«

»Dann stehe ich nach dem Kampf auf, trainiere weiter und hole mir meinen Weltmeistertitel wieder zurück.

Ich gebe niemals auf!«

Glaube ist Vertrauen und Vertrauen ist Liebe.

KERSTIN HÖLLER

Glaube und Vertrauen

Am 23. Juni 1940 wurde ein kleines schwarzes Mädchen in Clarksville/Tennessee geboren. Zum damaligen Zeitpunkt waren die farbigen Menschen Amerikas noch lange nicht anerkannt, schon gar nicht in den Südstaaten. Im Alter von vier Jahren erkrankte das kleine Mädchen an Kinderlähmung. Der Arzt erklärte ihrer Mutter, sie würde nie wieder ohne Krücken laufen können. Doch die Mutter hatte einen Glauben, der tatsächlich Berge versetzen konnte. Sie massierte immer wieder die Beine ihrer kleinen Tochter, rieb diese mit Heilkräutern Ihrer Vorfahren ein, betete mit ihrem Kind zu Gott und glaubte fest daran, dass ihr Mädchen wieder würde laufen können.

Jahrelang setzte sie ihre Tochter in einen Bollerwagen und zog sie alle paar Tage 25 Kilometer in die nächstgrößere Stadt zu einem Arzt. Doch die Diagnose war niederschmetternd: keinerlei Besserung!

Die Mutter und ihre Tochter gaben nicht auf – gegen jede Vernunft! Irgendwann verspürten sie die erste kleine Besserung. Sie begannen, noch härter an ihr zu arbeiten. Mit acht Jahren konnte die Tochter mithilfe von Krücken laufen; eines Tages konnte sie die Krücken werfen und sich humpelnd fortbewegen. Mit jedem Tag lief sie besser und besser. Und als sie sich schließlich wieder normal bewegen

komte, lief sie voller Freude den ganzen Tag. Mit elf Jahren spielte sie wieder mit ihren Brüdern Basketball. Sie lief so lange und so viel und so schnell – bis sie schließlich 1960 bei den Olympischen Spielen in Rom alle drei Goldmedaillen in den Sprint-Wettbewerben gewann. Ihr Name: Wilma Rudolph – oder wie sie auch genannt wurde: Die schwarze Gazelle! 1974 wurde sie als erste schwarze Leichtathletin in die »Hall of Fame« aufgenommen.

Glaubst du nicht auch, wenn Menschen wie Wilma Rudolph ihre Lebenskrise so fantastisch meistern, dass das Gleiche dir gelingen kann? Wie sagte schon Johann Wolfgang von Goethe:

**Das Unmögliche behandeln,
als ob es möglich wäre.**

Lebensgesetze

In meinen Seminaren vermittele ich den Teilnehmern die Gesetze des Lebens. Lebensgesetze bestimmen das gesamte Universum. Ist es nicht unglaublich, mit welcher Präzision sich unsere Erde und andere Gestirne genau um die Sonne drehen, so genau, dass die Astronomen exakt voraussagen können, wo genau die Erde zu jedem beliebigen Zeitpunkt in der Zukunft stehen wird?

Zur Verdeutlichung ein Lebensgesetz aus der Physik, das du kennst: **das Gesetz der Schwerkraft**. Es besagt, dass ein x-beliebiger Gegenstand, gleich an welchem Ort auf der Erde man ihn loslässt, durch die Erdanziehungskraft zu Boden gezogen wird. Ob wir dies für gut halten oder nicht – das Gesetz wirkt. Ob wir es glauben oder nicht glauben – lassen wir einen Gegenstand fallen, fällt er zur Erde.

Genauso ist es mit zahlreichen anderen physischen und metaphysischen Lebensgesetzen: Ob wir sie gut oder schlecht be-

werten, ob wir an sie glauben oder nicht – sie wirken und beeinflussen unser Leben.

Eines der Lebensgesetze, die ich meinen Seminarteilnehmern vermittele, ist **das Gesetz des Glaubens!** Es besagt, dass alles, was wir häufig und intensiv genug glauben, auch Wirklichkeit wird. Dieses Gesetz wirkt immer und überall und unterliegt nur zwei Einschränkungen:

1. **Wir glauben etwas, das nicht unserer Bestimmung entspricht.**
2. **Wir verletzen wesentliche andere Lebensgesetze!**

Doch wenn diese beiden Einschränkungen nicht gegeben sind, werden wir das sein, was wir glauben zu sein.

**Das, was jemand von sich selbst denkt,
bestimmt sein Schicksal.**

MARK TWAIN

Und so wirkt **das Gesetz des Glaubens** auch im Bereich von Ängsten, Sorgen, Problemen und Krisen: Schon Henry Ford erkannte: »Wenn ein Mensch glaubt, ich kann es, hat er Recht. Wenn er jedoch glaubt, ich kann es nicht, hat er ebenfalls Recht.«

Glaubst du, du kannst deine Probleme lösen – dann hast du Recht! Glaubst du, du kannst es nicht – dann hast du ebenfalls Recht! Ich kann mit dir oder anderen Menschen nicht darüber diskutieren, ob dieses Buch funktioniert oder nicht. Wenn du nach dem Lesen glaubst, dass es funktioniert, du dich an die Umsetzung machst und aktiv wirst – dann wirst du all deine Ängste, Sorgen, Probleme und Krisen fabelhaft meistern. Wenn du es nicht glaubst, hast du ebenfalls Recht, denn du wirst das Buch in die Ecke werfen und genauso weitermachen wie bisher.

Doch damit sind wir bereits bei einem zweiten wichtigen Lebensgesetz. **Das Gesetz der Logik.** Es besagt, dass, wenn wir etwas gleich ausführen, auch gleiche Ergebnisse erzielen. **Wer also das tut, was er schon immer gemacht hat, wird auch das gleiche Ergebnis bekommen, das er schon immer bekommen hat.** Wenn also ein Bereich deines Lebens – Beruf, Finanzen, Gesundheit, Beziehungen oder deine Persönlichkeit – derzeit nicht funktioniert oder nicht optimal ist und du veränderst nichts, wird sich deine Situation noch mehr verschlechtern. Wenn du Rot und Gelb im Verhältnis 50:50 mischst, erhältst du Orange. Wenn du Gelb und Rot in Japan mischst, erhältst du Orange. Wenn du Gelb und Rot in Frankreich mischst, erhältst du ebenfalls Orange. Wenn du vor 200 Jahren Rot und Gelb gemischt hättest, hättest du Orange erhalten. Wenn du in 200 Jahren Rot und Gelb mischen würdest, wäre das Ergebnis ebenfalls Orange. Wenn dir nun Orange als Ergebnis nicht gefällt und du änderst nichts an deinen Grundfarben, wirst du auch weiterhin ein negatives Ergebnis erzielen. Bei einer Farbmischung wären wir natürlich niemals so bescheuert, weiter die alten Farben zu mischen. Auch bei einer schlecht schmeckenden Mahlzeit würden wir sicherlich das Rezept beim nächsten Mal abändern. Doch wenn wir uns die Bereiche Beruf/Geschäft, Finanzen, Gesundheit, Beziehungen und unsere Persönlichkeit ansehen, stellen wir erstaunt fest, dass wir Menschen genau das meistens tun: Wir machen weiter wie bisher und hoffen auf bessere Ergebnisse. Mit Verlaub: Aber ein solches Verhalten ist pervers ...

**Das Leben eines Menschen ist das,
was seine Gedanken daraus machen!**

MARC AUREL

Wie stark Erwartungen und Glaube das Ergebnis beeinflussen, hat 1968 der in Gießen geborene Prof. Dr. Rosenthal von der

Universität von Kalifornien (LA) mit seinem Experiment »Pygmalion in the classroom« bewiesen. An zwei Schulen, der Oak School und der Crest School, teilte man den Lehrern mit, dass man ein Experiment durchführen würde. Man wolle alle besonders intelligenten Kinder eines Jahrgangs in einer Klasse zusammenfassen (20 Prozent der Kinder), da man erwartet, dass diese Klasse dann deutlich bessere Leistungen erzielen und ihren IQ stärker steigern könne als alle anderen Klassen. Die Schüler und ihre Eltern wurden über das Experiment nicht informiert. Ein Jahr später wurde das Ziel nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen. Den Lehrern teilte man daraufhin mit, dass sie ganz »normale« Schüler unterrichtet hätten, die nach dem Zufallsprinzip ausgelost worden waren. Die überraschten Lehrer erklärten sich das außergewöhnliche Ergebnis damit, dass sie vielleicht besonders gute Lehrer seien. Doch auch diesen »Zahn« zog man ihnen, denn auch die Lehrer wurden zufällig ausgelost. Nochmals zusammengefasst: Ganz normale Lehrer unterrichteten ganz normale Schüler. Die Lehrer glaubten jedoch, ihre Schüler seien besonders intelligent, woraufhin sich diese tatsächlich besser entwickelten.

Und genauso verfare ich seit vielen Jahren bei meinen Seminaren: Ich glaube einfach daran, dass jeder Mensch ein besseres, erfolgreicherer, glücklicherer Leben führen kann als bisher. Und ich glaube daran, dass jeder Mensch seine Probleme, seine Ängste, Sorgen und Krisen lösen kann. Doch es ist nicht wichtig, ob ich es glaube, entscheidend ist, dass **du es glaubst!**

Alles Denkbare ist auch machbar.

ALBERT EINSTEIN

Ein weiteres wichtiges Lebensgesetz, das ich dir sehr ans Herz legen möchte, ist **das Gesetz der Freude**. Bei diesem Gesetz geht es darum, dass wir bei allem, was wir tun, niemals unsere Freude, den Spaß, unseren Humor verlieren.

Lachen ist ein Vitamin für die Seele!

Der weltberühmte Neurologe und Psychologe Prof. Viktor E. Frankl (von 1938 bis 1945 war er Inhaftierter in verschiedenen Konzentrationslagern, seine gesamte Familie und viele Freunde wurden von den Nazis ermordet, nach dem 2. Weltkrieg wurde er Professor an zahlreichen Universitäten wie Harvard, Stanford, Dallas, Pittsburgh, National University in Kalifornien) veröffentlichte 1945, unmittelbar nach seiner Befreiung, das legendäre Buch »... trotzdem Ja zum Leben sagen«. Er beschreibt in seinem Buch zum einen den Alltag im KZ, darüber hinaus jedoch die Überlebensstrategien, die es ihm ermöglichten, den Holocaust zu überleben. Wir werden zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal auf Prof. Frankl zu sprechen kommen, doch vorab geht es mir um einen Absatz in seinem Buch, in dem er über »Lagerhumor« schreibt. Er sagt aus, dass es selbst im Todeslager noch Humor gab. **Dass Humor »eine Waffe der Seele« im Kampf um ihre Selbsterhaltung ist.** Er ist überzeugt davon, dass man »ohne Humor« wohl kaum in der Lage ist, Distanz zu schaffen und sich über die Situation zu stellen, wenn auch nur, wie gesagt, für Sekunden. Er gibt zu, dass Humor lediglich einen Trick des Geistes darstellt, schrecklichen Dingen eine witzige Perspektive zu geben. Doch dieser Trick sei eine richtige Lebenskunst.

Auch während meiner 18-monatigen Phase der Inhaftierung erlebte ich Humor, stellte ich fest, dass man auch in der dunkelsten Stunde seines Lebens noch Spaß haben und lachen kann. Hier nur eine kleine Episode: Während meiner Zeit der U-Haft war auf meinem »Gang« (ca. 50 Inhaftierte) auch ein Schwede. Zusammen mit zwei anderen »Kollegen« erzählten wir ihm wenige Tage vor Weihnachten, dass am Sonntag (dem 22. Dezember) abends Disco in der Kirche sei. Dort würden auch – ausnahmsweise und auch nur einmal im ganzen Jahr – die weiblichen Inhaftierten dabei sein (in der JVA Würzburg

gibt es auch eine Frauenabteilung, die normalerweise streng von den Männern getrennt ist). Daraufhin war der Schwede sehr überrascht, weil wir ihm aber voller Ernst und Nachdruck erzählten, dass er schleunigst ein Antragsformular ausfüllen und beim wachhabenden Beamten einreichen müsse (in JVA's muss praktisch für alles immer ein Antragsformular ausgefüllt werden, ohne dieses wird nichts entschieden), füllte er voller Panik in der letzten Minute vor dem Wiedereinschließen nach dem Hofgang seinen Antragszettel aus und überreichte ihn dem wachhabenden Beamten. Wir drei versteckten uns und beobachteten das Ganze. Als der verdutzte Beamte das Antragsformular las, dann ratlos den Schweden anstarrte, ihm den Vogel zeigte und sein Antragsformular wieder zurückgab, machten wir uns vor Lachen fast in die Hose ...

Ich möchte dich deshalb auffordern, das Leben ab sofort auch von der humorvollen Seite zu sehen. Nichts wird besser, wenn du leidest oder depressiv bist. Im Gegenteil: **Lachen, Spaß und Humor setzen neue Kräfte frei, helfen uns, mit den Widrigkeiten des Lebens besser fertig zu werden.**

**Ein Pessimist kann einen großen Raum
voller Menschen in Sekunden mit Freude füllen,
nämlich dann, wenn er ihn verlässt ...**

Sicherlich kennst du folgende Metapher schon aus anderen »Lebenshilfe- oder Positiv-Denken-Büchern«:

**Die Hummel hat eine Flügelfläche von $0,7 \text{ cm}^2$,
bei einem Körpergewicht von $1,2 \text{ g}$.
Nach den heute uns bekannten Gesetzen der
Aerodynamik kann sie unmöglich fliegen.
Nur: Die Hummel weiß das nicht, sie fliegt einfach ...**

Ich will!

Diese Metapher soll folgende Grundlage haben: Als der junge amerikanische Präsident John F. Kennedy in einer Ansprache an die Nation davon sprach, dass er noch einen großen Traum habe, nämlich Ende der 60er-Jahre den ersten Amerikaner auf dem Mond spazieren gehen zu sehen, gerieten seine NASA-Manager in Panik. Sie wurden bei ihm vorstellig und teilten ihm mit, dass sie zwar durchaus dieses Ziel erreichen könnten, aber unmöglich in dieser kurzen Zeit. Kennedy hörte sich alles geduldig an und antwortete: »Nun, Sie sind die Fachleute, ich habe ja nicht Ihr Wissen. Ich habe nur ein Problem: Ich sehe trotzdem Ende der 60er-Jahre den ersten Amerikaner auf dem Mond spazieren gehen.« Daraufhin mussten die NASA-Fachleute ihre zahlreichen Mitarbeiter davon überzeugen, etwas Unmögliches möglich zu machen. Und dies unterstützten sie, indem sie in allen Büros Plakate mit der oben aufgeführten Metapher aufhängten.

**Frage niemals, ob du es schaffst,
sondern immer, wie!**

Vielleicht mag es dir momentan noch vollkommen unmöglich erscheinen, deine Ängste, deine Probleme oder auch deine Lebenskrisen zu lösen. Doch auch vor dir haben schon viele Menschen etwas Unmögliches geschafft. **Warum nicht auch du?**

Der Wissenschaftler Simon Newcombe, der Astronom, der den Neptun entdeckte, bewies seinerzeit mathematisch, dass ein Körper, der schwerer ist als Luft, unmöglich fliegen könne. Doch am 17. Dezember 1903 wurden er und alle anderen Wissenschaftler weltweit eines Besseren belehrt: Orville und Wilbur Wright (»die Gebrüder Wright«) benötigten in Kitty Hawk 59 Sekunden, um 300 Meter weit zu fliegen. Heute steigen wir in Frankfurt in den Flieger ein, um acht Stunden später 7000

km entfernt in New York wieder auszusteigen – entspannt, ohne uns groß Gedanken zu machen, dass dies vor etwas mehr als 100 Jahren vollkommen unmöglich war.

**Das Wort »Ich will« ist mächtig,
sagt's einer leis und still.**

**Die Sterne reißt's vom Himmel,
das kleine Wort »Ich will!«**

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Du kannst natürlich nun alles, was ich schreibe, ablehnen mit der Begründung, bei dir treffe dies nicht zu, bei dir sei alles ganz anders, so leicht sei dies bei dir nicht ich hätte ja gut reden, usw. Doch dann würdest du dich genauso verhalten wie die Frau, die nach dem Gottesdienst den Pfarrer lobt: »Sie haben heute eine tolle Predigt gehalten, Herr Pfarrer. Alles was Sie sagten, trifft auf den einen oder anderen meiner Bekannten zu 100 Prozent zu!«

Im ersten Kapitel, in dem ich ganz offen (und mit Schmerzen!) meine eigene Lebenskrise beschrieb, um dich dazu zu motivieren, deine eigenen Ängste, Probleme und Krisen anzupacken, erklärte ich dir, dass ich fast alles in meinem Leben verloren hatte, das ich besaß. Doch drei Dinge kann dir niemand nehmen:

- 1. Deinen Glauben und dein Vertrauen!**
- 2. Dein Wissen und deine Weisheit!**
- 3. Deinen Fleiß und deine Ausdauer!**

**Glaube ist Gewissheit
ohne Beweis!**

HENRI-FRÉDÉRIC AMIEL

Glauben und Vertrauen hatten wir im Mai 2004. Aufgrund der Tatsache, dass ich meine erste Lebenskrise, die ich mit 21 Jahren hatte, meisterte und anschließend 13 Jahre lang meinen Erfolg in ungeahnte Höhen steigerte, relativierte ich meine zweite Lebenskrise: Wenn ich schon einmal so eine Krise meisterte, kann ich es auch diesmal schaffen. Und genauso dachte auch Kerstin! Denk doch einmal über dein bisheriges Leben nach: **Gab es nicht so manche Probleme und Krisen, die du schon gemeistert hast? Und wurdest du dadurch nicht stärker und ausdauernder? Und warum sollte es diesmal anders sein?** In einiger Zeit, wenn du deine Ängste und Probleme gelöst hast und auf die jetzige Zeit zurückschaust, wirst du sagen können, dass auch diese Lebenssituation dich weiterbrachte, du daran gewachsen bist, du stärker wurdest

Wissen und Weisheit

Das zweite, was mir niemand nehmen konnte, waren mein Wissen und meine Weisheit. Wissen ist immer Theorie. Wir nehmen ständig Wissen auf. Das machen wir, solange wir leben, ganz automatisch. Ich jedoch habe seit 1985 ganz bewusst Wissen aufgenommen, indem ich Bücher las, CDs hörte und Seminare besuchte. All dieses Wissen war jedoch erst einmal Theorie, also intellektuell angelegt. Eine meiner (wenigen) Fähigkeiten besteht darin, gelerntes Wissen schnell in die Tat umzusetzen. Und in dem Moment, in dem ich Wissen in die Praxis umsetze, mache ich Erfahrungen: Ich erkenne, was funktioniert und was nicht. **Und diese Erfahrungen nennt man Weisheit.**

Weisheit ist gelebtes Wissen!

Und mein Wissen und meine Weisheit wurden durch meine Lebenskrise ja nicht geringer. Im Gegenteil: Ich erhielt neue Er-

kenntnisse, machte neue, weitreichende Erfahrungen, von denen ich sicher war, dass sie mir bei meinem Neustart helfen würden, noch erfolgreicher zu sein, als ich es vorher war. Doch nun lege ich mal ganz bewusst meinen Finger in deine Wunde: **Wie viel Wissen hast du in den letzten Jahren neu aufgenommen? Wie viele Bücher hast du gelesen? Wie viele CDs im Auto angehört und wie viele Seminare besucht?**

Die meisten Menschen investieren Abertausende von Euro in ihre Autos, Urlaubsreisen oder in ihren Schmuck. Wenn es aber darum geht, in das Wichtigste zu investieren, nämlich sich selbst, sind sie plötzlich geizig. Ich kann diese Einstellung und dieses Verhalten niemals verstehen. Ich habe einmal addiert, wie viel ich in meine Weiterbildung investiert habe (der Arbeitsausfall dabei nicht berücksichtigt) und komme zum jetzigen Zeitpunkt (in 23 Jahren) auf eine Summe von über 300 000 Euro. **Wie viel hast du bisher in die Weiterentwicklung deiner Persönlichkeit, in dein Expertenwissen investiert und wie viel in Autos, Schmuck und Urlaub?**

Interessanterweise haben erfolglose Menschen immer die Einstellung: »Ich kann mir das nicht leisten«, während die Erfolgreichen sagen: »Ich kann es mir nicht leisten, nicht in meine Weiterbildung zu investieren.« Ein wichtiger Aspekt ist also: **Fang an und investiere in deine eigene Persönlichkeit, in dein Fachwissen, in deine Zukunft.**

Schon Benjamin Franklin erkannte, dass »eine Investition in Wissen immer noch die höchste Rendite bringt«.

Fleiß und Ausdauer

Und das dritte, was uns keiner nehmen konnte, waren **Fleiß und Ausdauer**. Wir waren bereit, mit höchstem Einsatz, wie schon oft vorher in unserem Leben, uns für die erfolgreiche Neugestaltung unserer Zukunft zu engagieren. Ich persönlich liebte schon immer die 35-Stunden-Woche – darum machte ich sie in dieser Phase meines Lebens gleich zwei Mal ...

In Indien geht ein Schüler ein letztes Mal zu seinem Guru, ehe er ihn verlässt, um sein Leben selbstbestimmt führen zu können. Er fragt ihn: »Sag mir Meister, wo ist der Weg zu Glück und Erfolg?« Der Guru, der gerade meditiert, öffnet seine Augen, zeigt mit seiner Hand einen bestimmten Weg und nickt dabei lächelnd seinem Schüler zu. Der Schüler bedankt sich und geht voller Hoffnung und Mut diesen Weg entlang. Nach einiger Zeit bekommt er einen »Riesenschlag« vom Leben, der ihn zu Boden wirft. Er hat Schmerzen und wütend läuft er zurück zu seinem Guru. »Meister, ich wollte von dir den Weg zu Glück und Erfolg wissen und du hast mir den falschen Weg gezeigt. Ich habe dir vertraut. Doch warum hast du mir den falschen Weg gewiesen?« Da öffnet der meditierende Guru die Augen, zeigt mit seiner Hand wieder in die gleiche Richtung und nickt dem Schüler noch stärker zu als beim ersten Mal. Der Schüler vertraut seinem langjährigen Guru und läuft den gleichen Weg entlang. Etwas vorsichtiger begeht er die Stelle, an der ihn der Schlag des Lebens ereilte, dann wird er wieder schneller, ehe ihn nach einiger Zeit plötzlich der nächste »Riesenschlag« des Lebens niederstreckt. Er ist bewusstlos, und als er aufwacht, hat er große Schmerzen. Voller Zorn geht er zurück zu seinem Guru und schreit ihn an: »Meister, ich habe dir vertraut, doch du hast mich belogen und betrogen. Warum hast du mir schon wieder den falschen Weg gezeigt?« Diesmal öffnet der Guru nicht nur die Augen, sondern antwortet ihm: »Ich habe dir doch den richtigen Weg gezeigt. Gleich hinter dem zweiten Schlag, den du vom Leben bekommen hast, warten das Glück und der Erfolg auf dich!«

Viele Menschen begreifen nicht, dass so manche Tiefschläge, die wir auf unserem Lebensweg einstecken müssen, letztendlich unumgänglich sind, um unsere Ziele zu erreichen. Damit meine ich nicht, dass man immer weiter seinen eingeschlagenen Weg gehen soll – auch wenn man ständig »Schläge vom Leben bekommt«. Es geht mir ums Grundsätzliche: Dass wir manchmal erst nach Niederlagen das wahre Glück finden.

Und viele Menschen sind nicht bereit, den Preis dafür zu bezahlen, der unter anderem im Fleiß besteht – und das bedeutet Ausdauer und Disziplin.

**Ausdauer ist die Mutter und Disziplin
ist der Vater des Erfolgs.**

Bei amerikanischen Untersuchungen darüber, was die erfolgreicheren von den erfolgloseren Menschen unterscheidet, stellte man fest, dass 20 Prozent aller Menschen 80 Prozent des gesamten Erfolgs erzielen. Auch 20 Prozent der Unternehmen einer Branche erzielen ca. 80 Prozent des gesamten Umsatzes. Oder 20 Prozent der Verkäufer eines großen Unternehmens erzielen 80 Prozent des gesamten Umsatzes. Und als man untersuchte, worin denn der wesentliche Unterschied zwischen diesen 20 Prozent der Erfolgreichen gegenüber den 80 Prozent der weniger Erfolgreichen besteht, kam man auf ... **den Fleiß!**

Nicht irgendwelche komplizierten Strategien oder Techniken waren es, die den Unterschied ausmachten, sondern einfach nur Fleiß! Erfolgreiche Menschen sind einfach bereit, mehr Einsatz zu bringen, härter zu arbeiten, länger zu arbeiten, intensiver zu arbeiten, sich weniger abzulenken, auf vieles zu verzichten – in dem Bestreben, ihr Ziel zu erreichen.

Und ich frage dich jetzt: Bist du bereit, alles zu geben, alles zu unternehmen, alles zu investieren, um deine Probleme oder Krisen zu bewältigen?

»Geht nicht«, gibt's nicht!

Du bekommst in diesem Buch eine genaue Anleitung dafür, »wie« es geht. Doch umsetzen musst du es selbst.

Ich hoffe und bin mir sicher, dass ich dich mit diesem Buch dazu bringen kann, wieder an dich, die Lösung deiner Probleme, ja, sogar zum Glauben an deine Träume bewegen kann. Deine Gedanken gestalten deine Realität. Das, woran du denkst, wirst du erleben. Welche Werte, Überzeugungen und

inneren Glaubenssätze später dein »inneres Betriebssystem« bilden, entscheidest du. **Das Gesetz funktioniert ganz einfach:** Glaube etwas tief und fest – und es ist! Vorausgesetzt, es ist »stimmig« mit dem, was du in dieses Leben an Aufgaben, Talenten und Begabungen mitgenommen hast. Und du verstößt nicht gleichzeitig gegen wesentliche andere Lebensgesetze.

Egal also, welche Schwierigkeiten und Probleme du momentan auch haben magst: Als Erstes glaube tief, fest und unerschütterlich daran, dass es nur eine momentane Situation ist und du ganz sicher alles lösen und bessern kannst! **Glaube an dich!**

Zum Schluss dieses Kapitels möchte ich dir noch eine Geschichte von Sir Winston Churchill, der britischen Legende, erzählen.

Churchills Mutter war Amerikanerin mit Indianerblut. Schon mit sieben Jahren musste der kleine Winston ins Internat. Er hatte einen leichten Sprachfehler, übte jedoch beständig und ausdauernd das Reden, da er die Bedeutung seines Redetalents frühzeitig erkannte. Außerdem verlor er 1899 seine erste Wahl zum Abgeordneten des Unterhauses. In einer Überlieferung heißt es, dass Winston Churchill schon sehr alt war und noch einmal eine Rede an der Universität halten sollte, es gab so viele Kartenanfragen, dass man die Veranstaltung ins Freie verlegte. Churchill ging nach mehreren Vorrednern langsam auf die Bühne, legte seinen Stock und die obligatorische Zigarre beiseite, blickte in die riesige Menschenmenge und sagte:

»Never, never, never, never – never give up!«

Er schaute noch einige Augenblicke in die Menge, nahm Zigarre und Stock ... und verließ wieder die Bühne. Die Zuhörer waren zuerst sprachlos – das konnte doch wohl noch nicht alles gewesen sein, oder? Doch dann erinnerten sie sich, worum es ihm ging: Als er am 10. Mai 1940 zum neuen Premierminister Englands gewählt wurde,

tobt bereits der grausame 2. Weltkrieg. Churchills Militärberater baten ihn, Waffenstillstandsverhandlungen mit den deutschen Nazis zu führen, um einer Niederlage Englands vorzubeugen und die Unabhängigkeit Englands zu retten. Aber Churchill bat sich Bedenkzeit aus. Als es abends wieder Bombenalarm gab, ging er nicht in den Luftschutzkeller seines Hauses, das am Stadtrand von London lag, sondern schenkte sich einen Brandy ein und stellte sich in seinem Bademantel auf die Veranda. Er sah betrübt zu, wie die deutschen Bomber Richtung London flogen und ihre tödliche Fracht auf seine geliebte Stadt warfen. Und schließlich sah er aus der Entfernung London lichterloh brennen. Da, so beschreibt es die Überlieferung, schleuderte er sein Brandyglas auf den Terrassenboden, ballte seine Fäuste zum Himmel und schrie: »Ihr Krauts, mich schafft ihr nie, denn ich, Winston Churchill, gebe nie, nie, nie, nie, ich gebe niemals auf!«

Und so erhoben sich immer mehr Zuhörer und belohnten ihn mit Standing Ovationen. Denn mehr, so wurde ihnen klar, bedurfte es nicht, außer diesem einen Satz: Gib nie, nie, nie, nie – gib niemals auf!

Diese Geschichte erzähle ich auch im 2-Tages-Intensiv-Seminar »Power Days«.

Mein Geschenk für Dich:

Dieses 2-Tages-Seminar »Power-Days« erhältst Du zu einem einzigartigen Super-Sonderpreis. Informiere Dich darüber unter:

www.power-days.info

Natürlich darfst Du zu diesem Preis auch gerne noch den einen oder anderen wichtigen Menschen mit dazu anmelden!

Das ist mein Geschenk für Dich!

POWER-DAYS



JÜRGEN HÖLLER
ACADEMY



Hast Du schon einmal mein Intensiv-Seminar POWER-DAYS besucht?
Falls nein, dann ist das etwas, das ich Dir wärmstens ans Herz lege.
Informiere Dich unter:

www.power-days.info

Dort kannst Du Dich auch direkt zu
Deinem Wunschtermin anmelden.



Einige Worte zum Schluss

Was sagst du nun, nach dem Lesen dieses Buches? Mein innigster Wunsch ist, dass ich dir helfen kann, nicht die gleichen Fehler zu machen, wie ich sie gemacht habe, und aus meinen Erfahrungen zu lernen.

Ich hoffe sehr, dass du angeregt wurdest, nicht nur deine derzeit eventuellen oder eher sicher bestehenden Probleme anzugehen, sondern darüber hinaus dein ganzes restliches Leben zu einem Meisterstück zu machen.

Ich möchte allen Menschen ein Vorbild dafür sein, dass man wieder aufstehen und jederzeit wieder alles verlassen kann.

Wenn du mir übrigens schreiben möchtest, würde ich mich sehr darüber freuen. Schicke deinen Brief einfach an:

Jürgen Höller Academy KG
Carl-Benz-Straße 13
97424 Schweinfurt
Telefon +49-(0)9721-475880
Telefax +49-(0)9721-4758850
E-Mail info@juergenhoeller.com

Oder besuche mich im Internet unter:
www.juergenhoeller.com

Dort gibt es gratis – und ergänzend zum Buch – weiteres Know-how zum Herunterladen. Weitere Informationen darüber erhältst du bei der Jürgen Höller Academy:

Zum Schluss habe ich noch eine Bitte an dich:

Falls dir dieses Buch geholfen hat (oder helfen wird), dann bitte ich dich darum, auch andere Menschen, die dieses Wissen vielleicht benötigen, auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Du hilfst damit diesen Menschen.

Ich fing ganz von vorne an. Aber alles, was man schon einmal geschafft hat, kann man auch ein zweites Mal schaffen und was man zweimal geschafft hat, schafft man immer. Und wenn ich dir mit diesem Buch helfen konnte, dann bitte ich dich darum, auch mir zu helfen:

Empfehle möglichst vielen Menschen dieses Buch. Wenn sich *jeder* Leser an diesem Prinzip beteiligt, wird es sich schnellstens ausbreiten. Und genau das möchte ich: Dass in möglichst kurzer Zeit eine Vielzahl von Menschen dieses Buch lesen und *bewusster* leben.

Die Zeit, in der wir leben, ist eine chaotische, schwierige, problematische Zeit. Ich glaube, es ist Zeit aufzubrechen, *gemeinsam* aufzubrechen und etwas auf dieser Welt zu verändern. Es reicht nicht aus, wenn nur ein paar Menschen dieses *neue Bewusstsein* haben – es muss eine große Gruppe sein. Hilfst du mir bitte bei diesem Plan? Ich danke dir und ich hoffe, wir sehen uns bald!

Jeder Interessent kann das Buch kostenfrei herunter laden unter:

www.und-immer-wieder-aufstehen.de

VITAMINE FÜR DIE SEELE



JÜRGEN HÖLLER
ACADEMY



In diesem wunderbaren Buch von mir, Jürgen Höller, erwarten Dich motivierende, herzerwärmende, besinnliche und begeisternde Geschichten und Gedanken. Dieses Buch findest du als kostenfreien Download unter:

www.vitamine-fuer-die-seele.com



Denn jeder Augenblick zählt

Den Tag schon lächelnd am Morgen begrüßen,
denn jeder Augenblick zählt.

Die Liebsten gleich zärtlich und sanft aufwecken,
denn jeder Augenblick zählt.

Beruf kommt von Berufung
an deine Talente geknüpft,
so vergisst du die Zeit,
wird der Moment zur Ewigkeit,
denn jeder Augenblick zählt.

Iss dankbar und segne dein Mahl,
das Gott dir geschenkt jedes Mal,
genieße die Gaben, die du hast gewählt,
denn jeder Augenblick zählt.

Hast du Kinder, dann wisse:
Sie sind Geschöpfe des Lichts!
Sei stets für sie da,
doch lasse auch los,
denn sie gehören dir nicht!
Schenk ihnen viel Zeit und all deine Liebe,
denn jeder Augenblick zählt.

Bewundere Gottes unglaubliche Pracht,
denn er sie zu unserer Freude gemacht.
Siehst du noch die Schönheit von Reif auf dem Gras?
Hörst du das liebliche Vogelkonzert?
Fühlst du den dich liebkosenden Sommerwind?
Und jeder Augenblick zählt.

Sei dankbar für alles Schöne am heutigen Tag.
sei stolz auf das Getane,
und fühle in dir,
wie das Leben dich mag.
Denn jeder Augenblick zählt.

24. Dezember 2002

Dank

Es heißt, dass man in der Not seine wahren Freunde erkennt. Ja, das stimmt. Kerstin und ich danken Gott für unsere wahren, aufrechten und besten Freunde.

Lieber Paul, vielen Dank für deine absolute Loyalität, deine Freundschaft, deine Unterstützung, egal, was war und was auch passierte.

Liebe Eltern und Schwiegereltern: Heidi, Ingrid, Horst und Karl. Dank euch, dass ihr all eure Kraft und Liebe eingesetzt habt, um uns zu helfen, für uns da zu sein, uns eure bedingungslose Liebe zu schenken.

Ganz besonderen Dank an Axel, Kerstins Bruder, meinen Freund: Du bist unser Allerbester! Wir brauchen und lieben dich und Gudrun!

Dank an Rudi + Gerald für Euer Vertrauen.

Einen ganz besonderen Dank an die Lehrer unseres Sohnes Alexander, die ihn auch in seiner größten Krise schützten und liebevoll führten.

Dank an Dr. Klaus Douglass, meinen Freund und Seelsorger, der zu uns steht, uns aber auch den Spiegel vorhält.

Und Dank an alle Kunden und Fans, die so unendlich viele Briefe schrieben, Wünsche ausrichteten und den Glauben stärkten, dass unsere Arbeit wichtig war und wieder sein wird.

Danke an dich, Gott. Es hat alles seinen Sinn. Wir haben unser Leben in deine Hand gelegt.

ENDE



Dauerhaft und immer wieder neues Know-how, Tipps und Informationen, wie Du ein erfolgreiches Leben führen kannst, erhältst Du, wenn Du Dich vollkommen kostenfrei für meine Erfolgs- und Motivationsnews einträgst.
Eine Kostprobe findest Du unter:

www.motivationsnews.de

